konkret

2002

Nr. 27, 2002/2003
€ 2,50
A € 2,90 /CH sfr 5,–

Literatur 11.9. Das Buch danach

4 198013 802503

in Literatur konkret 2002

Editorial

Die Tugend der Unwissenheit von Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken
Mit merkwürdigem Eifer versuchen zahlreiche Neuerscheinungen, den Deutschen den Islam nahezubringen und ihn vom Islamismus strikt zu trennen

Wahn der Gleichsetzung von Gerhard Scheit
Zur Grammatik der Globalisierungskritik – Noam Chomsky klagt an

Das Buch danach von Martin Büsser
Von den zahlreichen Neuerscheinungen, die im Gefolge des 11.9. nach dem Wesen des Terrorismus fragen, geben die wenigsten schlüssige Antworten

Natural born Quasselstrippen von Michael Rudolf
Zwei deutsche Schreibschülerinnen übten bei ihrem New-York-Aufenthalt das Verfassen von Tagebucheinträgen. Die Ergebnisse ihrer Bemühungen wurden nicht nur online, sondern auch in Buchform veröffentlicht

Aufrüstung des eigenen Lagers von Michael Hahn
Daß nicht dasselbe herauskommen muß, wenn zwei das gleiche tun, gilt auch für die im Zusammenhang mit dem 11.9. geäußerte Kritik an der Außenpolitik der USA

Doppelter Selbstmord von Hermann L. Gremliza

»Sinn machen« von Horst Pankow
Über die spätbürgerliche Sehnsucht nach Gemeinschaft

Fressen für die Geier von Georg Seeßlen
Wie der 11. September im kollektiven Gedächtnis Gestalt annimmt

Ungeschriebene Bücher von Hermann Peter Piwitt
Über den Schriftsteller im geschlossenen Wahnsystem

Neulich im Offizierscasino von Gert Ockert
Peter Sloterdijk: Luftbeben. An den Quellen des Terrors. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2002, 110 Seiten, 7 EuroRezension

No future von Oliver Tolmein
Sebastian Scheerer: Die Zukunft des Terrorismus. Drei Szenarien. Zu Klampen, Lüneburg 2002, 170 Seiten, 14 EuroAdriano Sofri: Die Gefängnisse der anderen. Edition Epoca, Zürich 2001, 206 Seiten, 19,95 EuroRezension

Undenkbares von Magnus Klaue
Georg Seeßlen / Markus Metz: Krieg der Bilder – Bilder des Krieges. Edition Tiamat, Berlin 2002, 158 Seiten, 14 EuroSusan Buck-Morss: Dreamworld and Catastrophe. MIT, Massachusetts 2000, 368 Seiten, 30,95 PfundRezension

Global banal von Gerd Fittkau
Michel Chossudovsky: Global Brutal. Der entfesselte Welthandel, die Armut, der Krieg. Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2002, 350 Seiten, 12,75 EuroRezension

Globale Malaise von Michel Raus
Salman Rushdie: Wut. Kindler, München 2002, 381 Seiten, 19,90 EuroSusan Sontag: In Amerika. Hanser, München 2002, 480 Seiten, 24,90 EuroRezension

Offene Fragen von Alexandra Bader

Arnold Schölzel (Hg.): Das Schweigekartell. Kai-Homilius-Verlag, Berlin 2002, 290 Seiten, 18 EuroRezension

Ethnische Bombe von Joachim Rohloff

Udo Ulfkotte: Gencode J. Eichborn, Frankfurt a. M. 2001, 360 Seiten, 20,90 EuroRezension

Das »Udo-Lindenberg-Syndrom« von Martin Büsser

Heinz Peter Schwerfel (Hg.): Kunst nach Ground Zero. DuMont, Köln 2002, 224 Seiten, 19,90 EuroRezension

Menschheitsfragen von Benjamin Schiffner

Tohuwabohu. Heiliges und Profanes wiedergelesen von Arnold Stadler nach dem 11. September 2001 und darüber hinaus. DuMont, Köln 2002, 383 Seiten, 14,80 EuroRezension

Fin de sieglo von Marit Hofmann

Holger Biedermann: Von Ratten und Menschen. Edition Nautilus, Hamburg 2002, 192 Seiten, 12,90 EuroRezension

Phonetischer Fummel von Dietrich Kuhlbrodt

Max Goldt: Wenn man einen weißen Anzug anhat. Rowohlt, Reinbek 2002, 160 Seiten, 16,90 EuroRezension

Menschenmaterial von Matthias Becker

Francis Fukuyama: Das Ende des Menschen. DVA, Stuttgart 2002, 352 Seiten, 24,90 Euro Rezension

Lizenz zum Töten von Christoph Fleischmann

Noam Chomsky: People Without Rights. Kosovo, Ost-Timor und der Westen. Europa Verlag, Hamburg/Wien 2002, 160 Seiten, 12,90 EuroRezension

Literatur-Konkret 2002, S. 3

Editorial

Am 11. September jährte sich der Tag, an dem fast dreitausend New Yorker dem Terroranschlag auf das World Trade Center zum Opfer fielen. Hunderte Schriftsteller, Denker, Wissenschaftler haben, was damals geschah, zu verstehen, zu erklären, zu deuten versucht: Hat an jenem Tag die Weltgeschichte neu begonnen? Waren die Täter nur Täter; sind die USA nur Opfer? Gibt es das Böse, und wo wohnt es? Führt Islamismus zum Faschismus und muß weg? Leben wir im Zeitalter einer Pax Americana, und wäre sie die Endstation der Geschichte? Oder ist der 11.9. ein Jahr danach nur noch eine Geschäftsidee? LITERATUR KONKRET 2002 zieht eine kritische Bilanz der literarischen Bemühungen.

Der Ausstellung zum 11.9.2001 »Here is New York. A Democracy of Photographs«, die Georg Seeßlen in seinem Beitrag »Fressen für die Geier« u.a. untersucht, sind auch die Fotos entnommen, die den Hauptteil dieses Heftes illustrieren. Die Schau ist in verschiedenen deutschen Städten oder im Internet unter www.hereisnewyork.org zu sehen (siehe S. 20ff.). Der hintere Teil des Heftes, der zahlreiche Kurzrezensionen versammelt, dokumentiert außerdem einige Titelseiten internationaler Zeitungen nach dem 11. September, während die letzte Seite, mit dem »Stern«-Titel vom 5.9.2002, den Blick auf eine mediale Gegenwart lenkt, die nicht vergeht.

Literatur-Konkret 2002, S. 4

Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken

Die Tugend der Unwissenheit

Mit merkwürdigem Eifer versuchen zahlreiche Neuerscheinungen, den Deutschen den Islam nahezubringen und ihn vom Islamismus strikt zu trennen

»In der Tat, mit ihnen zu verhandeln ist unmöglich. Vernünftig zu reden, undenkbar. Sie mit Nachsicht zu behandeln, ein Selbstmord. Und wer das Gegenteil glaubt, ist ein Idiot.«

Oriana Fallaci: *Die Wut und der Stolz*

Der Trick mit dem Orientalismus, legte Edward Said einst dar, bestehe darin, einen anderen zum Fremden zu erklären, um ex negativo über sich selbst schreiben zu können. Erst in der schriftlich fixierten, notwendig falschen Wahrnehmung manifestiere sich die imperiale Durchdringung der Welt, die »den Orient« nicht nur erfunden habe, sondern ihn mit den Mitteln der Machtausübung allererst habe Realität werden lassen. »All the Orientalist visions function to suppress an authentic ›human‹ reality.«

Wie hätte Said ahnen können, daß man sich dereinst wünschen würde, man könnte zurückkehren zu den Haremsphantasien Victor Hugos und der Universalität ihrer kolonialen Wirklichkeit, die eine Überwindung der Gewalt immerhin noch versprach. Denn was seit dem 11. September die Welt von Kandahar und Manhattan auf dem deutschen Büchermarkt spiegelt, läßt wenig Hoffnung aufkommen, was den Orient und seine Erfinder betrifft. In den mehr als dreißig hier probeweise gelesenen Büchern über den Islam, den Djihad und den islamischen Terrorismus wird nicht mehr die erfundene Fremde, sondern deren groteske Überzeichnung entworfen: ein Bild des sogenannten Fundamentalismus. Ein Phänomen, über das bereits vor Jahren ein konservativer Historiker erklärte, es sei nicht mehr als eine »massenhafte kulturelle Selbstbornierung«, womit die Selbstverständlichkeit gemeint ist, mit der noch die beschränkteste Lebensweise als bessere behauptet wird.

So widmet sich gut die Hälfte der Autoren mal wieder dem bekannten Problem der – mal äußerlichen, mal mißverstandenen – Kultur. »Noch nie war es so wichtig, zu verstehen, wie die Menschen in den muslimischen Ländern glauben, denken und handeln«, wirbt der Diederichs Verlag für das neue Buch von Hadayatullah Hübsch; bei Holger Preißler erfahren wir, »was Muslime heute wirklich bewegt«. Tahar Ben Jelloun, Autor von *Papa was ist ein Fremder?*, erklärt den erwachsenen Lesern in einem fiktiven Gespräch mit seinen Kindern den »Islam als Märchen« und Gabriel Mandel Khan bewirbt seine *Islamische Kulturgeschichte* als »Beitrag zur Verständigung der Menschen«. Es wird eng im Marktsegment »Islam«, von dessen »wirklicher« Kultur angeblich niemand etwas wissen will.

Die Genannten vertreten allesamt das Argument, die Gewalt islamistischer Attentäter habe mit dem eigentlichen Islam nichts zu tun. Die Grundzüge dieses Häresievorwurfs bestehen in der Kennzeichnung eines äußerlichen und von politischen Motiven getriebenen falschen Islam und seiner Widerlegung durch die Quelle des richtigen, den Koran. So versuchen Autoren wie Hübsch das islamische Element der islamistischen Gewalt zu isolieren, indem sie ihm die reine Wortreligion entgegensetzen. Daß die Wirklichkeit in islamischen Staaten anders aussieht, gesteht Hübsch zwar ein, nur liege dies an Fehlinterpretationen und mißbräuchlicher Dienstbarmachung.

Diese Versuche, »den Islam« vor dem schlechten Ruf der Islamisten zu retten, bewirken im Umkehrschluß eine eigenartige Koranisierung der verbliebenen Muslime. Gesunder Menschenverstand, der in der Regel und weltweit Gläubige wie Atheisten vom Märtyrertod abhält, wird ersetzt durch eine islamische Kasuistik, mit der bewiesen werden soll, daß echte Muslime sich nicht in die Luft sprengen. Der Gedanke, daß einem großen Teil der als Muslime gekennzeichneten Menschen der Islam einfach egal oder doch zumindest zweitrangig sein könnte, kommt keinem. Ebensowenig wie jener, daß die Ablehnung von Muslimen sich eventuell gar nicht vorrangig gegen deren Religion, sondern gegen die Eigenschaft »Ausländer« richtet.

So bedienen auch Autoren wie Preißler jene Essentialisierung, die sie selbst als undifferenziert kritisieren. »Zu oft entstehen vorschnelle Verallgemeinerungen, alte sowie neue Stereotype verhindern den vorurteilsfreien Blick«, schreibt er, meint aber nicht den Blick auf Menschen, sondern »auf diese Religion, die ... in der Geschichte viele Kulturen geprägt hat«.

Preißler hält dankenswerterweise nicht, was er verspricht. Sein Buch ist vielmehr eine Sammlung von Interviews, Pamphleten und Kommentaren anderer, die aufschlußreich darlegen, wie stark die religiös-kulturelle Interpretation von Ereignissen deren politische Realität überschattet. Unweigerlich kommt daher auch die Sprache auf Samuel P. Huntingtons *Clash of Civilizations*. »Nein«, sagt der befragte Religionsgelehrte, »dieser Mann weiß nichts vom Islam. Das ist die

amerikanische Art. Sie haben auf die Sowjetunion wie ein amerikanischer Cowboy mit dem Gewehr gezielt. Nun suchen sie ein anderes Ziel.« Preißler hat für dieses Interview übrigens den Titel »Norden und Süden« gewählt.

Diese Überschrift ist wichtig, verbirgt sich in ihr doch ein Hinweis auf die vermeintlichen Ursachen islamistischer Gewalt. Das Wesen des Terrors liege nicht im Islam, sondern in einem Fundamentalismus begründet, für den »jede Religion ... ein Nährboden« sein könne, schreibt Gabriel Mandel Khan in *Der Prophet Mohammed. Eine kleine Kulturgeschichte des Islam*. Um das Problem genauer zu erläutern, bemüht er den Antisemiten Roger Garaudy: »Heute stellen Fundamentalismen, und zwar aller Art, seien es technokratische, stalinistische, christliche, jüdische oder islamische Fundamentalisten, die größte Gefahr für die Zukunft dar.« Der islamische Fundamentalismus »ist oft die einzige mögliche Antwort auf einen bestehenden Kolonialismus«. Wer der Kolonialist ist, wird umgehend klar; auch Hübsch hat die jüdischen Siedler im Sinne, wenn er schreibt: »Erwähnt sei nur, daß das Volk Israel beansprucht, das auserwählte Volk des einen Gottes Jahwe zu sein.« Daß »indes vor allem der Islam wegen derartiger Wahnsinnstaten angegriffen wird«, liege an der Wahrnehmung der Weltöffentlichkeit.

Dieser offensichtlichen Ignoranz gegenüber der wahrnehmbaren Wirklichkeit liegt eine Verkehrung des Verhältnisses zugrunde, das bekanntermaßen zwischen Gesellschaft und Religion herrscht. Die materielle Realität islamischer Gesellschaften, in deren Gefängnissen derzeit mehr politische Gefangene einsitzen als in der gesamten übrigen Welt, wird zur falschen Widerspiegelung der Lehre; 200.000 jüdische Siedler werden gegen Islamisten aufgewogen, die von den Philippinen über Afghanistan bis in den Maghreb die Gesellschaften vergiften. Als finanziere sich die palästinensische Hamas über Türschwellengeschäfte, bei denen das Kleingedruckte übersehen wurde, erklärt auch Andrea Lueg, Mitherausgeberin des im Konkret Literatur Verlag erschienenen Buches *Feindbild Islam oder Der Dialog der Kulturen,* nicht den Menschen im Gazastreifen, sondern dem deutschsprachigen Leser: »Ganz eindeutig verbietet der Koran auch die Selbsttötung, so daß Selbstmordattentäter ihre Taten nicht mit dem Islam legitimieren können.«

Lueg und ihr Koherausgeber Jochen Hippler stehen beispielhaft für das gängige Mißverständnis der Kritik, die der eingangs zitierte Edward Said einst am Orientalismus äußerte. Ohne ein dialektisches Ideologieverständnis verkommt diese Kritik zum Vorwurf der Vorspiegelung falscher Tatsachen. »Das widerwärtige Problem des Terrorismus«, schreiben die Herausgeber, »wird zum Anlaß und zur Rechtfertigung genommen, ganz andere Politikziele hinter dem Rücken der Öffentlichkeit mit zu verfolgen«. Ihre »Feindbildanalyse«, die im gesamten Buch keinen kritischeren Begriff der Öffentlichkeit zu entwickeln vermag, als den einer um die eigentlichen Politikziele betrogenen, scheitert an der Tatsache, daß die islamistische Gewalt nicht nur eine Erfindung des Westens ist, sondern wirklich existiert. Hinter der Kritik an der interessegeleiteten Darstellung des Islam scheinen der islamistische Terror und seine Akteure vollständig zu verschwinden.

Hier wenigstens erwähnt sein soll, weil im Geiste verwandt, das neue Buch von Tariq Ali. Daß dem Lektorat bereits auf dem Umschlag der erkenntnisreiche Tippfehler unterlief, mit dem die westliche zur weltlichen Welt wird, ist auch eine Folge des allgemeinen Wahns, der um die »islamische Kultur« ausgebrochen ist. Dabei handelt es sich bei dem Buch eben nicht um eine weitere Koraninterpretation, sondern um einen Amoklauf durch die gesamte Geschichte der vom US-Imperialismus gedemütigten Völker und um ein Beispiel für das, was von Imperialismuskritik nach dem Ende der Sowjetunion geblieben ist. Lügen, Lobbyismus und Konspirationen sind nicht mehr nur unbeholfene Ausdrücke, um die Gewalt kapitalistischer Vergesellschaftung in den ehemals kolonisierten Ländern zu benennen, sondern scheinbar gleich ganz an deren Stelle getreten. Weil auch Ali das Authentische vor dem Falschen bewahren will, kommt er zwangsläufig in Bedrängnis, wenn er die Untaten, die unter dem Feldzeichen des Authentischen begangen wurden, in sein welthistorisches Panorama integrieren muß. Er löst dies mit einer großzügigen Ignoranz gegenüber den Verbrechen arabischer Regime.

Wirklich erhellend wirken dagegen Rafik Schamis Tagebuchnotizen, die leider unter dem Titel *Mit fremden Augen* erschienen sind. Einige Abschnitte, wie jener über den Versuch, sich der aktuellen syrischen Kultur zu nähern, die – wie Schami ein Kulturfunktionär erklärt – vom Zionismus boykottiert werde, schlagen das ganze Gewese, das andere um die arabische und islamische Kultur treiben. »Der Zionismus muß sich gar nicht um die Bekämpfung der syrischen Kultur kümmern«, kontert Schami. »Der gute Geschmack reicht.« Seine Abneigung gegen die »Wortsöldner« in arabischen Fernsehsendern, die »mit einem Mikrophon ausgerüstet« ihren Studiogast so lange ausquetschen, »bis er Lobeshymnen auf den Diktator singt, dem der jeweilige Sender untertan ist«, wird in einer ironischen Distanz vorgetragen, die nicht nur aufgrund der Nähe des Autors zum Beschriebenen sympathisch ist, sondern die auch die Klage über den »Niedergang einer wunderbaren Kultur, deren Wortkunst die Welt einst bezauberte«, ins rechte Licht rückt. Schamis Notizen liefern den Beweis, daß die arabische Welt nicht nur aus Islam und Gewalt besteht, den Hübsch, Lueg, Ali und Co. uns schuldig bleiben. Daß er auch mit weitschweifigen Überlegungen zu diesem und jenem Problem der Welt nicht geizt, die er besser für sich behalten hätte, ist wohl der Tagebuchform geschuldet und dem seit dem 11. September 2001 herrschenden Druck, Sinn zum Ereignis zu produzieren.

Diesen Druck verspüren offenkundig auch die gefürchteten Nahostexperten, und wer damit rechnete, nach der Ära Konzelmann & Scholl-Latour könne dieser Berufsstand endlich abgeschafft werden, wird von Michael Lüders enttäuscht.

Mit seinem Buch *»Wir hungern nach dem Tode«* dürfte er sich die Anerkennung der Zunft bereits erworben haben. Was ist der Kern des Nahostkonfliktes? »Dieser Konflikt besteht darin, daß seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine zunächst überwiegend aus Europa stammende Siedlerbewegung aufgrund alttestamentarischer Verheißungen nach Palästina einwanderte und um keinen Preis anerkennen mochte, daß dieses Land schon bewohnt war.« Mehr ist bei Lüders über die Geschichte des Zionismus nicht zu erfahren, wohl aber schildert er einfühlsam die arabische Sicht auf die Folgen: »Israel ist ein aggressiv-expansionistischer Staat ..., der uneingeschränkt amerikanische Interessen in der Region vertritt. Mit dem Ziel, die Muslime zu demütigen, zu entrechten und nötigenfalls zu töten. ... Die westlichen Demokratien verurteilen den palästinensischen Widerstand als Terror, aber sie schweigen zum israelischen Staatsterrorismus.«

Was schlägt Lüders also vor? »Die Erneuerung der arabisch-islamischen Welt konstruktiv zu begleiten ist eine der größten, wenn nicht die größte Herausforderung westlicher Politik ... Dabei geht es nicht um die Fortführung bisheriger Interessen- und Machtpolitik mit anderen Mitteln. Erforderlich ist vielmehr eine grundsätzliche Neuorientierung.« Die kann natürlich nicht von den USA mit ihrer »provozierenden Militärpräsenz« geleistet werden, sondern einzig von Europa, speziell von Deutschland, das sich mit einem tieferen Verständnis den gedemütigten Muslimen zu nähern vermöge.

Eine ähnliche Position, wenn auch faktenreicher und besser vorgetragen, vertritt Reinhard Hesse in *Ground Zero*. Hesse, laut Klappentext auch Redenschreiber für Gerhard Schröder, wirbt für eine europäische Nahostpolitik. »Europa kann aufgrund seiner von den Amerikanern durchaus unterschiedlichen ›Sicherheitsphilosophie‹ und seiner über Jahrhunderte gewachsenen kulturellen und politischen Beziehungen zu vielen Regionen der Welt schon in der Krisenprävention ganz anderes leisten als die USA. Anders als zu Zeiten des Kolonialismus steht Europa heute außerdem unter keinerlei ›Imperialismusverdacht‹.« Dabei ist der Autor durchaus unterhaltsam und informativ, wo er die Geschichte des Nahen Ostens wiedergibt. Als Kronzeugen seines Plädoyers – wir müssen uns, anders als die USA, dem Islam mit Verständnis nähern – bemüht er selbstverständlich die üblichen Verdächtigen wie die Inderin Ajundhati Roy, die als Stimme der Dritten Welt nach dem 11. September im Feuilleton erzählt, was hiesige Eliten denken, aber sich noch nicht zu sagen trauen. Die Kritik an der rein »interessegeleiteten« Politik der USA, die zugleich Movens des europäischen, »nicht-imperialistischen« Engagements sein soll, verkleidet er freilich geschickter als Lüders. Unzählige Gesprächspartner kommen zu Wort, selbst arabische Kritiker wie der bekannte »Al-Hayat«-Kolummnist Hasim Saghiye werden ausführlich zitiert.

Wie üblich, wird der zunehmende arabische Antisemitismus in wenigen Sätzen abgetan: »Man sollte diesen Anti-Judaismus, der ja aus der Demütigung durch eine objektive Tatsache – die politische und militärische Überlegenheit des Staates Israel über seine Nachbarn im Nahen Osten – geboren ist, nicht einfach gleichsetzen mit dem russisch-europäischen Judenhaß (!) des 19. und 20. Jahrhunderts.« Und über die Hamas heißt es lapidar: »Die Hamas-Ideologen wollen nicht nur das Land Palästina, sondern im ›gesamten islamischen Land‹, der umma, ihr ›Kalifat‹ errichten. In einer solchen göttlichen Ordnung würde es auch den israelischen Juden gut gehen – denn schließlich ›Der Islam diskreditiert niemanden‹.« Das Buch lohnt sich dennoch, vor allem, wenn es als intelligente Handlungsanweisung einer künftigen europäischen Nahostpolitik gelesen wird.

Eine Ausnahme sind Johannes und Germana von Dohnanyi insofern, als ihr Buch *Schmutzige Geschäfte und Heiliger Krieg* sich weder mit den ideologischen Prämissen des Terrors, noch mit der vermeintlichen Perfidie amerikanischer Nahostpolitik beschäftigt. Den Dohnanyis geht es vielmehr um die Organisationsform und die materiellen Möglichkeiten islamistischer Netzwerke vom Schlage der Al Qaida vor allem in Europa selbst. Daß dies quellenreiche und gut recherchierte Buch im selben reißerischen Duktus daherkommt, wie dereinst die Enthüllungen über die Russenmafia, ist allerdings ein nicht unwesentliches Manko. Die Dohnanyis schreiben sich selbst in die Perspektive der Betroffenen hinein und treten auf als Apologeten einer verschärften Rechtsprechung in Deutschland, das als »europäischer Leitstern für eine liberale und offene Gesellschaft« neu erfunden wird. Dabei legen sie andererseits eindringlich dar, daß eben nicht die muslimischen Gemeinden, sondern deutsche und europäische Unternehmen indirekt die Mittel des gefürchteten islamischen Terrorismus bereitgestellt haben. Mittelsmänner General Aidids in Somalia beispielsweise »entsorgten« Giftmüll von italienischen Firmen und wurden mit Waffen bezahlt. Der Nutzwert des atomaren und chemischen Mülls, der auf diese Weise in Drittweltländern Menschen und Umwelt gefährdet, reicht über die Entlohnung mit Waffen für islamistische Organisationen hinaus. Aus diesem Stoff könnten auch jene »schmutzigen Bomben« gebaut werden, die man heute fürchtet.

Eine detaillierte Untersuchung über den »amerikanischen Djihad«, also die finanzielle und logistische Unterstützung der Mudjahedin im Afghanistan der achtziger Jahre, legte John K. Cooley bereits 1999 in seinem Buch *Unholy Wars* vor. Während die großzügige Unterstützung der USA für den Heiligen Krieg gerne als Indiz für verschwörungstheoretische Weltentwürfe dienstbar gemacht wird, weist Cooley nüchtern die Verstrickungen der USA, Chinas, Frankreichs, Deutschlands und Ägyptens in Afghanistan nach und zeichnet die Geschichte islamistischer Gruppen auf dem Weg zum international agierenden Islamismus nach, den er lange vor dem 11.9. schon als nachhaltige Bedrohung der »westlichen Welt« kennzeichnete. Die weltweit agierenden und über beträchtliche Geldmittel verfügenden Terroristennetzwerke haben Cooley zufolge lange vor dem 11.9.2001 Juden und anderen Ungläubigen den Heiligen Krieg bis zur Vernichtung erklärt.

Zu einem völlig anderen Schluß gelangt Gilles Kepel in seinem ebenfalls vor dem 11. September erschienenen *Schwarzbuch des Dschihad*, das nunmehr auch auf deutsch vorliegt. Die Grundthese Kepels ist, daß der Islamismus als Reaktion auf das Scheitern des Panarabismus und anderer Ideologien in den siebziger Jahren entstand und seine Stärke aus einem Bündnis zwischen »armer städtischer Jugend und frommem Bürgertum« ziehe. Ein Bündnis, das vor allem im Iran unter Khomenei erfolgreich gewesen sei, wo sozialrevolutionäre Forderungen der subproletarischen städtischen Jugend in moralischen Haß auf eine verwestlichte Bourgeoisie umgeleitet werden konnten. Die Häufung moralischer Verbote zielte nach Kepel darauf ab, »die europäische Mittelschicht ... in ihrer gesellschaftlichen Führungsrolle durch das fromme Bürgertum zu ersetzen«. Die »mittellosen, gedemütigten und durch das enge Zusammenleben in der Familie zu Enthaltsamkeit verurteilten ... Jugendlichen« wurden »zu Helden der Tugenden erhoben, die all das als Laster verfolgten, was ihnen selbst vorenthalten wurde«. Solange dieses Interessenbündnis halte, seien islamische Bewegungen stark.

Der militante Islamismus aber habe seinen Zenit in den neunziger Jahren bereits überschritten. Der islamistische Terror setze ein, wenn das Bündnis auseinanderfällt und, wie in Algerien oder Ägypten, die Jugend auf eine Gewalt setzt, die auch das »fromme Bürgertum« langfristig gefährde. In beiden Staaten sei es in einem blutigen Prozeß gelungen, die radikalen Islamisten zu isolieren und das Bürgertum, auf das Kepel seine Hoffnung setzt, in den Staat zu integrieren. Kepels soziologisch ausgerichtete Analyse hebt sich positiv ab von den Darstellungen seiner deutschen Kollegen, krankt aber daran, daß die islamistische Ideologie als reiner »Überbau« erscheint, der notwendig zusammenbricht, wenn das dahinterstehende materielle Bündnis zerfällt. Kepel übersieht, daß sich der Islamismus über den stärker hervortretenden Antisemitismus und antiamerikanische Ressentiments auf andere Interessengruppen verlagern und weiterentwickeln kann. Etwas gezwungen klingt es deshalb, wenn der Autor nachholend versucht, die Ereignisse des 11. September in das Schema seiner Argumentation zu pressen, derzufolge sich die Gesellschaften des Nahen Ostens in einer Transformationsphase zu einer »muslimischen Demokratie« befänden.

Kepel und Cooley verweisen, wie unzählige andere Bücher aus Amerika, England und Frankreich, die hier nicht erwähnt wurden, auf ein Problem: Wer etwas über den Nahen Osten, die dortigen Konflikte und Perspektiven wissen will, sollte in einen Buchladen gehen, der englische Literatur führt. Wer sich für deutsche Befindlichkeiten, Projektionen und Ressentiments interessiert, dem sei die Dutzendware ans Herz gelegt, die hierzulande immer dann den Markt überschwemmt, wenn eine Krise in der »islamischen Welt« ausbricht. Diesen neo-orientalistischen Visionen gelingt es so gut wie ihren Vorläufern, die »human reality« zu unterdrücken.

Literatur:

Oriana Fallaci: *Die Wut und der Stolz.* List, München 2002, 176 Seiten, 18 Euro

Tahar Ben Jelloun: Papa, was ist der Islam? Berlin Verlag, Berlin 2002, 114 Seiten, 12 Euro

Michael Lüders: *»Wir hungern nach Tod.« Gewalt im Djihad-Islam*? Arche, Zürich 2001, 115 Seiten, 10 Euro

Bernward Lewis: *Die politische Sprache des Islam*. EVA, Hamburg 2002, 257 Seiten, 13 Euro

ders.: *What went wrong?* Oxford University Press, Oxford 2001, 192 Seiten, 25,07 Euro

Özay Mehmet: *Fundamentalismus und Nationalstaat.* EVA, Hamburg 2002, 258 Seiten, 13 Euro

Johannes und Germana von Dohnanyi: *Schmutzige Geschäfte und heiliger Krieg. Al- Quaida in Europa.* Pendo, Zürich 2002, 286 Seiten, 19,90 Euro

Gilles Kepel: *Schwarzbuch des Dschihad*. Piper, München 2002, 582 Seiten, 29,90 Euro

Clara und Paul Reinsdorf: *Islam und Islamismus aus friedenspolitischer Perspektive.* Alibri, Aschaffenburg 2002, 120 Seiten, 10 Euro

Gilbert Achcar: *Der Schock der Barbarei.* Neuer ISP, Karlsruhe 2002, 140 Seiten, 12 Euro

Rafik Schami: *Mit fremden Augen. Tage- buch über den 11.9. und den Palästinakonflikt.* Palmyra, Heidelberg 2002, 160 Seiten, 17,90 Euro

Reinhard Hesse: *Ground Zero. Der Westen und die islamische Welt gegen den globalen Djihad.* Econ, München 2002, 319 Seiten, 20 Euro

Peter Bergen: *Heiliger Krieg Inc.* Siedler, Berlin 2002, 352 Seiten, 19,95 Euro

Hadayatullah Hübsch: *Fanatische Krieger im Namen Allahs.* Diederichs, München 2002, 159 Seiten, 14,90 Euro

Holger Preißler: *Stimmen des Islams, zwi-schen Toleranz und Fundamentalismus*. Miltzke, Leipzig 2002, 192 Seiten, 14,80 Euro

Gabriel Mandel Khan: *Der Prophet Mo- hammed, Eine kleine Kulturgeschichte des Islam.* Parthas, Berlin 2002, 143 Seiten, 19,80 Euro

M. H. Allafi: *Islam, Gesellschaft und europäische Moderne – ein Widerspruch?* Glaré, Frankfurt a. M. 2002, 300 Seiten, 27 Euro

Mostafa Danesch: *Wer Allahs Wort mißbraucht.* Hoffmann & Campe, Hamburg 2002, 304 Seiten, 21,90 Euro

Essad Bey: *Allah ist groß*. Matthes & Seitz, München 2002, 414 Seiten, 24, 50 Euro

Jochen Hippler/Andrea Lueg: *Feindbild Islam oder Dialog der Kulturen*. 2. Auflage, Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2002, 260 Seiten, 17 Euro

John K. Cooley: *Unholy Wars. Afghanistan, America and International Terrorism.* Pluto Press, London and Quicksilver Drive 2000, 288 Seiten, 65,39 Euro

Michael Kiefer: *Antisemitismus in den islamischen Gesellschaften. Der Palästina-Konflikt und der Transfer eines Feindbildes.* Bertelsmann Media on demand, Düsseldorf 2002, 14,90 Euro

Tariq Ali: *Fundamentalismus im Kampf um die Weltordnung.* Diederichs/Hugendubel, München 2002, 416 Seiten, 23 Euro

---

Thomas Uwer und Thomas von der Osten-Sacken sind Koautoren des konkret-texte-Bands 33 »Saddam Husseins letztes Gefecht? Der lange Weg in den III. Golfkrieg« (Hg.: Thomas von der Osten-Sacken und Aras Fatah). Der Band erscheint Mitte Oktober

Literatur-Konkret 2002, S. 8

Gerhard Scheit

Wahn der Gleichsetzung

Zur Grammatik der Globalisierungskritik – Noam Chomsky klagt an

Die neue Leitfigur des Intellektuellen ist der Globalisierungskritiker. Er betreibt die Kritik nur zum Schein, denn er kritisiert nicht die Form, in der er selbst lebt und denkt, sondern den Inhalt, in dem diese Form ihm erscheinen will, nicht das Kapitalverhältnis und den Staat, sondern Israel und die USA. Er kritisiert die Globalisierung als Schlechtes und hat keinen Begriff vom Ganzen als dem Unwahren. Im Unterschied zur alten marxistischen Intelligenz, die sich als Partei formierte, tritt er immer nur als Einzelgänger und »Querdenker« auf, gewinnt aber gerade durch diesen Status eine erstaunliche Popularität. Die Medien liegen ihm einfach deshalb zu Füßen, weil er ein »Medienkritiker« ganz nach ihrem Sinn ist: ein als Professor verkleideter Journalist.

Der deutsche Fernsehmoderator, der nach dem 11. September ausplappert, was das Publikum eigentlich hören will: daß Bush von Bin Laden sich nicht unterscheide, bekommt eine Rüge; Noam Chomsky macht aus der gerügten Bemerkung ein Buch und wird überall, aber besonders in Deutschland, begeistert rezensiert: *The Attack*. Zwar verwendet auch Chomsky die übliche Floskel und distanziert sich von den Attentaten, bezeichnet sie sogar als »Verbrechen gegen die Menschheit« bzw. »Menschlichkeit«, aber er tut es eigentlich nur zu dem Zweck, den Urheber dieses Verbrechens in Gestalt der USA zu identifizieren.

Chomskys Äußerungen sind in bestimmter Hinsicht bloßer Reflex: Was die US-Administration den Terroristen vorwirft, wirft Chomsky der US-Administration vor. Aber im Reflex wird der Vorwurf potenziert, denn die USA sind in allem, was sie tun, auch noch mächtiger: »führender Schurkenstaat«, der seinen »internationalen Terrorismus wie eh und je« betreibe; in seinem Inneren selbst herrsche eben jener »religiöse Fundamentalismus«, den man in Afghanistan zu bekämpfen vorgebe. Die »Ursachen« des Anschlags erörtert Chomsky, ohne auch nur am Rande die islamistische Ideologie oder die Logik der Selbstmordattentate zu analysieren. Es genügt, »Verbitterung« und »Zorn« auf die Vereinigten Staaten im arabischen Raum zu erwähnen, um sogleich in der US-Politik, insbesondere in deren Haltung zu Israel, die Wurzel allen Übels zu benennen.

Seit es jene Welt nicht mehr gibt, die von der Totalitarismustheorie aufs Korn genommen wurde, greift der Wahn der Gleichsetzung – wie er sich zuletzt im *Schwarzbuch des Kommunismus* niederschlug – erst hemmungslos um sich. Wenn Chomsky ganz in diesem Sinn das Attentat vom 11. September auf eine Stufe setzt mit Clintons Bombardierung der pharmazeutischen Fabrik von Al-Shifa (in die Bin Laden investiert hatte und die im Verdacht stand, chemische Waffen zu produzieren) und die Toten des WTC mit den Opfern der mangelnden medizinischen Versorgung im Sudan gegenrechnet, fügt er hinzu: »selbstverständlich« sei es »unsinnig, Verbrechen dieser Art überhaupt gegeneinander abwägen zu wollen, auch wenn es vernünftig und wissenschaftlich haltbar ist, die jeweilige Zahl der Opfer miteinander in Beziehung zu setzen«.

Etwas anderes als Zahlen vermag die politische Grammatik von Chomsky auch nicht in Beziehung zu setzen. Denn die Frage, woher die Kategorien, in denen man denkt und urteilt, kommen, ist an der Universität mittlerweile so unbeliebt wie sie es in den Redaktionen immer war. Als Sprachtheoretiker hat Chomsky einst den strukturalistischen Ansatz mit Anleihen aus der Biologie zu ergänzen gesucht. Will der Strukturalismus an sich nichts davon wissen, daß er die abstrakten Begriffe naturwissenschaftlicher Methodik auf gesellschaftliche Phänomene überträgt, so glaubt Chomsky gerade für diesen Vorgang eine Art *missing link* gefunden zu haben und konstatiert: Die Kompetenz zur Sprache sei angeboren, sie ließe sich also isolieren und dingfest machen. Für Begriff und Analyse der Sprache bedeutet diese Erkenntnis ungefähr soviel wie für den einzelnen Menschen die Feststellung, daß er geboren worden ist. Aber sie lenkt unwiderstehlich davon ab, was gesellschaftlich ist an Sprache, und damit von der Frage, woher die Sprachtheorie selbst ihre Denkformen hat.

In Chomskys politischen Kommentaren verhält es sich ähnlich. Hier sind es die Ideale – also das, woran die Politik der USA und Israels gemessen wird – , über deren Herkunft der Grammatiker nichts wissen will. Chomsky ignoriert konsequent, daß Freiheit und Gleichheit allein mit der Durchsetzung kapitalistischer Warenproduktion zu Universalien werden konnten. Ohne auf diesen Zusammenhang zu reflektieren, wird aber der Freiheits- und Gleichheitsbegriff zu einem beliebig handhabbaren Instrument – dessen vielseitige Verwendbarkeit zurückschlägt und den Vertreter von Freiheit und Gleichheit selbst verwendbar macht.

Chomsky war und ist nicht imstande, eine Grenze zu ziehen, wenn er seine unbegriffenen Ideale in rasender *correctness* verfolgt: Weil er über ihre Voraussetzungen nichts wissen möchte, wird die Meinungsfreiheit von ihm auch dort verfochten, wo Nazis und Auschwitz-Lügner ihrer sich bedienen. So sprach er sich im Namen der Meinungsfreiheit dafür aus, daß Robert Faurisson – der die Existenz von Gaskammern abstreitet – seine Lehrerlaubnis behalten dürfe. Chomskys

Stellungnahme fand schließlich (ohne sein Wissen) Verwendung als Vorwort für das als Verteidigungsschrift konzipierte Buch Faurrisons *Mémoire en défense. La question des chambres á gaz* (1980).

Die Bereitschaft, mit den besten Idealen dem Schlimmsten entgegenzukommen, teilt Chomsky nicht zufällig mit einem anderen Vertreter jenes neuen intellektuellen Typus: Edward Said. Dieser als Kulturwissenschaftler eingeführte Proponent der Intifada erscheint vielen als gemäßigter Antizionist, da er sich ab und zu von den gewöhnlichen Holocaust-Leugnern distanziert. Aber im Vorjahr zog er doch auch die Unterschrift unter einen Aufruf an die libanesische Regierung zurück, der gegen die Abhaltung einer international besetzten Holocaust-Denial-Konferenz in Beirut protestierte. Gewiß sei er gegen die Leugnung des Holocaust; aber er sei auch dagegen, eine Regierung aufzufordern, die Meinungsfreiheit zu beschränken, ließ Said verlauten.

Die Wahrung der Meinungsfreiheit, wenn es um manifesten Antisemitismus geht, steht bei Chomsky in Zusammenhang mit der Weigerung, die Rolle Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart zur Kenntnis zu nehmen. Bei Said aber ist die Toleranz gegenüber den Holocaust-Leugnern bereits eine Art Angebot an die Deutschen. Wo Chomsky nur wegsieht, konzipiert Said ein Bündnis.

Nach Chomsky war es nicht Deutschland, sondern die »Vergeltungsdoktrin«, die Europa in zwei Weltkriegen »an den Rand der Selbstvernichtung geführt« hat; im Falle des Ersten Weltkriegs seien »alle Beteiligten ... in einen ihrer Ansicht nach edlen Krieg« gezogen, »in dem sie für die höchsten Ziele kämpften«. Die Vereinigten Staaten aber stürzten bald in eine »anti-deutsche Hysterie ..., voller Rachsucht gegen ein Land, das grausame Verbrechen begangen hatte, die jedoch zumeist vom britischen Propagandaministerium erfunden worden waren«.

An solche Auffassungen kann die intellektuelle Intifada anknüpfen. In Saids Aufsatzsammlung *Frieden in Nahost* hieß es bereits, die »Rolle der USA« könne darum so »außerordentlich negativ« sein, »weil sich Europa politisch sehr passiv« verhalte; im neuen Buch *Das Ende des Friedensprozesses* fordert Said jetzt die Deutschen auf, »die notwendige Verbindung zwischen ihrer Geschichte und unserer zu ziehen (und sie nicht zu leugnen) und dann den notwendigen Schluß zu ziehen. Deutschland hat noch eine Verantwortung, der es sich nicht länger entziehen kann.«

Wie eine Geschichtsklitterung nach der Art Chomskys aber am fatalsten auf die Gegenwart zu beziehen wäre, wird sofort deutlich, wenn Said das Friedensabkommen von Oslo als »ein palästinensisches Versailles« bezeichnet. Diese Formulierung muß man sich wirklich in allen Konnotationen bewußt machen: Daß hier eine klassisch nationalistische Deutung der deutschen Geschichte vorausgesetzt wird, ist klar (Martin Walser hat sie in seinem jüngsten Gedankenaustausch mit Gerhard Schröder nachhaltig bekräftigt): Der von den Siegern des Ersten Weltkriegs diktierte Friedensvertrag von Versailles trägt demnach die eigentliche Schuld an der Entstehung des Nationalsozialismus.

Die Assoziation des Osloer Friedensvertrags mit Versailles läßt dabei erkennen, mit welcher Nation und welcher nationalen Geschichte der palästinensische Intellektuelle Edward Said spontan sich identifiziert und welche, aus der Vergangenheit bekannten, politischen Verbrechen er den arabischen Staaten und Rackets in Zukunft zutraut. Eine Drohung verschafft sich hier Ausdruck, die vom Wesen der Selbstmordattentate mehr verrät als alle Bekennerschreiben und Koranbezüge. (Es wundert nicht, daß sie bei dem deutschen Friedensfreund Ludwig Watzal in der Zeitschrift für Friedenspolitik, »Friz«, wiederkehrt.)

Im Vergleich zu Noam Chomsky erscheint dann George W. Bush fast schon als Intellektueller, der mit seinen sehr beschränkten Möglichkeiten doch etwas von den Voraussetzungen der Ideale zum Ausdruck bringt: Wenn der Präsident von der »Achse des Bösen« und von »Terrorismus« spricht, dann weiß er und weiß jeder, um welche Interessen es ungefähr geht und unter welchen Bedingungen man handelt oder zu handeln gedenkt. Die Frage ist lediglich, ob er sich nicht permanent Illusionen darüber hingibt, wie einfach die Interessen durchzusetzen wären.

Chomsky aber, der sich hütet, vom Bösen zu reden, obwohl er nichts anderes meint, wenn er von US-Politik spricht, kommt gar nicht auf die Idee, daß er bestimmte Interessen – zum Beispiel europäische oder deutsche – bedienen könnte. Er macht sich gerade dadurch nützlich und benutzbar, daß er ganz selbstlos immer nur für das Ganze und gegen alle einzelnen Interessen eintritt – im Namen der Menschenrechte, der Meinungsfreiheit oder sonstiger Ideale. Der Globalisierungskritiker betreibt, was einmal an der deutschen Ideologie als Gefährlichstes begriffen wurde: indirekte Apologetik.

Noam Chomsky: *The Attack*. Europa Verlag, Hamburg 2002, 100 Seiten, 9,90 Euro

Edward Said: *Das Ende des Friedensprozesses. Oslo und danach.* Berlin Verlag, Berlin 2002, 320 Seiten, 22 Euro

---

Gerhard Scheit schrieb in KONKRET 2/02 über den Antisemitismus Carl Schmitts

Literatur-Konkret 2002, S. 10

Martin Büsser

Das Buch danach

Von den zahlreichen Neuerscheinungen, die im Gefolge des 11.9. nach dem Wesen des Terrorismus fragen, geben die wenigsten schlüssige Antworten

Zu den Folgen des 11. Septembers gehörte eine Sprachlosigkeit, die sich nicht im Verstummen, sondern in der ständigen Wiederholung der stets gleichen Floskeln ausdrückte. Unter den zahlreichen Büchern, die anläßlich des 11. Septembers der Frage nach dem Wesen des Terrorismus und seiner Bekämpfung nachgehen, finden sich deshalb nur wenige, in denen Argumente von einigem Gewicht entwickelt werden. Als besonders hohl und redundant haben sich vor allem die Publikationen erwiesen, die vorgeben, »sachliche« und »fundierte Analysen« zu liefern. So zumindest wird der im Propyläen-Verlag erschienene Sammelband *Das Zeitalter des Terrors* beworben, den die Herausgeber zudem als ein Buch anpreisen, das nicht nach dem Schema »Gut gegen Böse« geschrieben sei. Das Gegenteil ist der Fall: Was man bei den meisten Büchern zum Thema vermißt, nämlich eine deutliche Positionierung, findet sich hier auf eine Weise zugespitzt, die selbst noch Präsident Bushs »dead or alive« zu toppen versteht. Autoren wie Charles Hill, langjähriger Berater der Außenminister Kissinger, Haig und Schultz, oder Strobe Talbott, stellvertretender Außenminister unter Bill Clinton, sorgen in diesem Sammelband für einen alles andere als sachlich-wissenschaftlichen Ton; ihre Texte klingen wie das laute Gekläffe von Hinterbänklern. Zum Konsens dieser ursprünglich in den USA erschienenen Beiträge gehört, daß der 11. September nicht zum Anlaß dafür genommen werden sollte, die eigene Außen- und Wirtschaftspolitik zu überdenken, sehr wohl aber dafür, so John Lewis Gaddis, »mehr Kompromisse schließen zu müssen, als uns lieb sein mag, was die Förderung von Menschenrechten, offene Märkte und demokratische Verfahrensweisen betrifft«. Er fährt fort: »Unsere Bemühungen um Gerechtigkeit werden in manchen Regionen der Welt darunter möglicherweise leiden.« Im Klartext soll diese grammatikalisch etwas schiefe Aussage wohl nichts anderes bedeuten, als daß zugunsten der Gerechtigkeit eben einige gerechter, andere dagegen wie der letzte Dreck behandelt werden.

Es wäre ein Kurzschluß, die Terroranschläge als dezidierten Angriff auf den Kapitalismus zu deuten und den Terroristen zu unterstellen, sie hätten damit auf Armut und Unterdrückung hinweisen wollen. Wenn Charles Hill jedoch schreibt, daß »die Terroristen, die wir heute verfolgen«, nicht »zu den Armen und Bedrückten« gehören, verfolgt er ein ganz bestimmtes Ziel: Mit Hinweis darauf, daß Mohammed Atta und sein Umfeld aus reichen Familien stammen, entkoppelt Hill die Debatte um Terror und Terrorismusbekämpfung von sämtlichen ökonomischen Hintergründen. Durch seine Deutung von Terrorismus und Antiterrorismus als Krieg unter Rivalen ist es Hill möglich, eine rein kriegerische Rhetorik zu verwenden, sei es pathetisch und diffus – »Die völlige Vernichtung ist die einzige Möglichkeit, sich der Bedrohung zu entledigen« – , sei es, nicht minder vernichtungswütig, ganz konkret: »Ein Raketenabwehrsystem ist unverzichtbar, nicht nur für die nationale Verteidigung, sondern auch, um den USA ein offensives Vorgehen zu ermöglichen.«

Autorenkollege Harold Hongju Koh, ehemals Staatssekretär von Bill Clinton, gibt sich mit derlei verbalem Kanonenfutter im ideologisch luftleeren Raum nicht zufrieden und spekuliert, ob Osama Bin Laden womöglich »ein zweiter Marx oder ein zweiter Lenin« sei, um schließlich Entwarnung zu geben: Ganz so schlimm sei er denn doch nicht, der neue Terrorismus – es fehlt ihm an »echter politischer Führung«. Der Background des politischen Gegners wird trotzdem dingfest gemacht: »Schließlich müssen wir uns klarmachen, daß der Anschlag vom 11. September nur die gewalttätigste und bösartigste Variante der Ressentiments gegen die Globalisierung darstellt, die in Seattle, Genua, Prag und anderswo wesentlich milder zum Ausdruck gekommen sind.« Müssen Attac-Mitglieder also künftig damit rechnen, von Mittelstreckenraketen vom Platz gefegt zu werden?

Etwas vorsichtiger äußert sich der Militärhistoriker und Romanautor Caleb Carr. Sein ausufernder historischer, im Römischen Reich beginnender Essay *Terrorismus – die sinnlose Gewalt* endet mit dem Hinweis, daß der »kapitalistische Westen lernen« müsse, »sich mit seinem Missionierungsdrang zurückzuhalten und den anderen Kulturen mehr Respekt entgegenzubringen«. Carrs Denkfehler liegt allerdings darin, vom Kapitalismus zu sprechen, als ob es sich dabei um eine Staatsform oder Kultur handele, nicht um ein Wirtschaftssystem, dem es nicht um Mission, sondern um Profit geht. Letzteres wird jedoch in fast allen Publikationen durcheinandergebracht: Einerseits fällt auf, wie häufig und unverhohlen das Wort Kapitalismus neuerdings wieder verwendet wird, andererseits dient es dabei nur als Synonym für die freie, westliche Gesellschaft und wird wie schon in alter Anti-RAF-Rhetorik als moralische Kategorie eingesetzt.

Aber auch Carrs Beitrag gehört nicht in ein Sachbuch, wie schon sein erster Satz zu erkennen gibt: »Wir leben in einer beispielhaft bösen Zeit.« Bei so viel Apokalypse fällt Carr nichts mehr ein als zu bekräftigen, daß »der gegen Zivilisten geführte Krieg« weder »moralisch noch militärisch obsolet geworden« und ein im Alleingang bombender Präsident sowieso besser dran sei: »Wie von der internationalen Gemeinschaft verlangt, mußte Amerika erst einmal die Rechtmäßigkeit eines Gegenschlags gegen Al Qaida unter Beweis stellen, gerade so, als fände die Auseinandersetzung mit dem Terrorismus vor einem internationalen Gerichtshof unter freiem Himmel statt und nicht auf den Schlachtfeldern von New York, Pennsylvania, Washington, Afghanistan ...«

Die meisten Publikationen bemühen sich erst gar nicht um eine Auseinandersetzung mit dem Begriff des Terrorismus und damit um eine Trennung zwischen Terrorismus, Staatsgewalt und Religion. Peter Waldmann hat in seinem bereits 1998 erschienenen Buch *Terrorismus – Provokation der Macht* eine Minimaldefinition geliefert: »Terrorismus sind planmäßig vorbereitete, schockierende Gewaltanschläge gegen eine politische Ordnung aus dem Untergrund.« Der Begriff »Untergrund« ist in diesem Zusammenhang entscheidend, denn er bezeichnet etwas, was in der Auseinandersetzung mit dem 11. September fast immer zu kurz gekommen ist: Eine Untergrund-Vereinigung kann immer nur für sich selbst sprechen, weder für einen Staat, eine Glaubensgemeinschaft noch für eine Ideologie. Die Handlungen ihrer Mitglieder können ideologisch oder religiös motiviert sein, die Verantwortung für sie läßt sich jedoch nicht verallgemeinern. Waldmanns Definition ist hilfreich, um Kritik an den Gegenschlägen der USA zu üben, bewegt sich aber in einem Rahmen, der es zugleich unmöglich macht, Bomben auf afghanische Zivilisten als Terrorakt zu bezeichnen – schließlich agiert die Nato nicht aus dem Untergrund heraus.

Ein einziges Buch unter allen Neuerscheinungen, Josef Gräßle-Münschers *Terror und Herrschaft*, setzt sich damit auseinander, daß Terror und Herrschaft einander bedingende Phänomene sind, die am Ende bis zur Ununterscheidbarkeit miteinander verschmelzen können. Gräßle-Münscher, langjähriger Verteidiger im Terrorismusverfahren gegen die PKK, richtet hierzu seinen Blick auf »Camp X-Ray«, das amerikanische Gefangenenlager auf Guantanamo, wo die Häftlinge in nur 4,3 Quadratmeter großen, mit Sicherheitsdraht eingezäunten Käfigen untergebracht werden: »Guantanamo ist der Endpunkt des Feldzugs in Afghanistan und das sichere Fanal des Kommenden. Nicht, weil die Gefangenen wie Tiere im Käfig gehalten werden ... Der entscheidende Umstand ist, daß sie nicht – für jeden sichtbar – als Individuen, sondern als Gattung dort sind. Sie stehen nicht jeder für sich selbst, sie stehen für die ›Muslime‹.«

Gräßle-Münschers Untersuchungen gehen bis zur öffentlichen Auseinandersetzung mit der RAF zurück und verdeutlichen, wie beide Seiten – Terroristen und Verfechter des Herrschaftssystems – zu jeder Zeit daran gearbeitet haben, den Gegner schon verbal zu töten. Nicht erst Präsident Bush hat von einem »Feldzug« gegen den Terrorismus gesprochen, dieselben Worte benutzte Egon Bahr gegenüber der RAF. Solche Äußerungen gehen weit über das Ziel hinaus, Straftaten zu ahnden, vielmehr künden sie von einem Kampf um und gegen Ideen, mit deren Hilfe sich die »Herrschaft über den gesellschaftlichen Raum« konstituiert. Wie aber lassen sich die Ideen fassen, die hinter den Anschlägen des 11. September standen? Welche Ausflucht bleibt da, außer von den »Feinden der Demokratie« zu sprechen, was sich letztlich auf zwei Drittel der Erdbevölkerung beziehen läßt, zumindest, wenn man auf einer Gleichsetzung von Kapitalismus mit Demokratie und Freiheit beharrt?

Ähnlich nüchtern und damit nicht minder ernüchternd liest sich Fritz Sacks Aufsatz zur Inneren Sicherheit im Sammelband *Zukunft des Terrorismus und des Friedens*. Der Ruf nach Innerer Sicherheit, so der Kriminologe, sei zu einer »Obsession« geworden, der Politiker wie Bürger verfallen sind. Vergleicht man den öffentlichen Widerstand gegen die Volkszählung zu Beginn der Achtziger mit den Gesetzen zu Lauschangriff und Videoüberwachung, die in den letzten Jahren erlassen und von der Bevölkerung nicht nur hingenommen, sondern zumeist begrüßt wurden, zeigt sich eine Mentalitätsverschiebung. Anfang der Achtziger wurde der Staat noch als bedrohliche Kontrollinstanz wahrgenommen, heute dagegen verlangen die Bürger von ihm eine möglichst effektive Kontrolle. »Die repressiven und ›atavistisch-strafenden‹ Seiten« nehmen laut Sack in den westlichen Staaten in dem Maße zu, in dem »das Politikfeld sozial- und wohlfahrtsstaatliche Leistungen« einbüßt. Er schließt mit einem Zitat von Margaret Thatcher: »the Free Economy and the Strong State«. So plausibel sich diese Ausführungen in dem brauchbarsten Sammelband zum Thema lesen – ein aus dem 11. September hervorgegangenes Spezifikum sind sie nicht.

Einigen Büchern, die derzeit mit der Rauchwolke über New York geradezu werben, merkt man an, daß sie bereits vor dem 11. September 2001 geschrieben oder konzipiert worden sind. Arno Gruen erwähnt den 11.9. gerade mal kurz im Vorwort. Sonst bemüht er sich in seinem Buch *Der Kampf um die Demokratie* darum, die psychoanalytischen Wurzeln von Rechts- und Linksradikalen aufzudecken, wobei erstere in ihrer Kindheit zu autoritär erzogen, letztere zu sehr verwöhnt worden seien. Wieder einmal bestätigt sich, was Adorno der konformistischen Psychologie schon in seiner Schrift *Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie* bescheinigt hat: »Einreihung ins soziale Leben« bedeutet ihr Anpassung, »Geld zu verdienen«, statt »sich dumme Gedanken zu machen«, so daß am Ende alle Normabweichler, rechts wie links, zu pathologischen Fällen erklärt werden können. Zum Verständnis des 11.9. trägt die Beantwortung der Frage, ob Bin Laden als Kind geschlagen oder gestreichelt wurde, wenig bei.

Auch Oliver Tolmeins Buch *Vom Deutschen Herbst zum 11. September* betreibt Etikettenschwindel, denn sein eigentliches Thema ist die – durchaus fruchtbare – Auseinandersetzung mit der unter Linken allzu lange unhinterfragten, antiimperialistischen Position der RAF. Die wenigen hier zum 11.9. eingefügten Seiten zeugen immerhin von einer Klarsicht und dem Bestreben, Argumente abzuwägen, wie man sie bei fast allen anderen Büchern vergeblich sucht. Sein nüchternes Fazit gegenüber der ständig wiederholten Floskel, daß nun nichts mehr sei wie zuvor: »Aber nirgendwo hat sich etwas Grundlegendes verändert.« Tolmein gehört zu den wenigen Autoren, die zwischen plumpem, schon lange nicht mehr genuin linkem Antiamerikanismus und angemessener Kritik an den Militäreinsätzen der USA unterscheiden können. Sein Urteil gegenüber den Attentaten läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und weist all jene in die Schranken, die

Beifall klatschen, wenn es irgendwo in den USA kracht. Die wahllosen, »als Exemplare ermordeten« Opfer des World Trade Centers lassen sich nun einmal nicht »gegen die Hungertoten aus Bangladesh« aufrechnen. Genau dieses Phänomen, die Entindividualisierung des Gegners, die Gräßle-Münscher an der Behandlung der Gefangenen von Guantanamo festgemacht hat, läßt beide Seiten einander näher rücken, als ihnen lieb sein kann.

Literatur:

Strobe Tabott / Nayan Chanda (Hg.): *Das Zeitalter des Terrors.* Propyläen, München 2002, 206 Seiten, 18 Euro

Caleb Carr: *Terrorismus – die sinnlose Gewalt*. Heyne, München 2002, 246 Seiten, 14,95 Euro

Hans Frank/Kai Hirschmann (Hg.): *Die weltweite Gefahr. Terrorismus als internationale Herausforderung*. Berlin Verlag, Berlin 2002, 436 Seiten, 20 Euro

Peter Waldmann: *Terrorismus. Provokation der Macht*. Gerling Akademie Verlag, München 1998, 224 Seiten, 21,50 Euro

Josef Gräßle-Münscher: *Terror und Herrschaft. Die Selbstbespiegelung der Macht.* Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2002, 166 Seiten, 15 Euro

Dieter S. Lutz/Norman Paech/Sebastian Scheerer (Hg.): *Zukunft des Terrorismus und des Friedens.* VSA, Hamburg 2002, 124 Seiten, 11,70 Euro

Arno Gruen: *Der Kampf um die Demokratie. Der Extremismus, die Gewalt und der Terror.* Klett-Cotta, Stuttgart 2002, 192 Seiten, 15 Euro

Oliver Tolmein: *Vom Deutschen Herbst zum 11. September.* Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2002, 256 Seiten, 17 Euro

Wolfgang Sofsky: *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg.* Fischer, Frankfurt a. M. 2002, 256 Seiten, 19,90 Euro

---

Martin Büsser schrieb in KONKRET 9/02 über Popmusik nach dem 11.9.

Literatur-Konkret 2002, S. 13

Michael Rudolf

Natural born Quasselstrippen

Zwei deutsche Schreibschülerinnen übten bei ihrem New-York-Aufenthalt das Verfassen von Tagebucheinträgen. Die Ergebnisse ihrer Bemühungen wurden nicht nur online, sondern auch in Buchform veröffentlicht

Auch Else Buschheuer und Kathrin Röggla gehören zu der kognitiv über ihre Verhältnisse lebenden polyglotten Literatenblase, die man im Schreibschüleraustausch gerne mal nach New York schickt. Zum Buchstabierenüben. Und damit wir hier eine halbe Saison Ruhe vor ihnen haben. Kein einziger Satz, kein Wort, keine Silbe gerät ihnen dadurch besser, richtiger, klüger, schöner. Kathrin Röggla, zum Beispiel, übt ihre vorgebliche Amerikanisierung dadurch, daß sie Handy korrekt in Handies pluralisieren kann. dafür kann sie aber noch keine großbuchstaben. Während Else Buschheuer sich gar keine Mühe gibt, intelligent zu erscheinen (wohlgemerkt »erscheinen«; »sein« will dieser Typ es ja erst recht nicht), weiß sie immerhin, daß es bei den Amerikanern keine Handys gibt, sondern höchstens cell phones. Außerdem kann sie schon Internet. Welche Art von geistiger Verwahrlosung ist jetzt schlimmer? – Geduld.

Die kathrin hat schon mal was von Diskursen gehört, kassiert von den Amerikanern, die sie angelegentlich der Ereignisse des 11. Septembers nach »opposition« befragt, trotzdem mitleidige Blicke am Stück, vermutlich weil sie ihre Nervensägenhaftigkeit auch angesichts schlimmster Desolationen nicht abstreifen kann. Das wird ihr mit ihrem Poesiealbum *really ground zero* nicht anders ergehen. Natural born Quasselstrippen legen prinzipiell erst mal los, bevor sie nachdenken (weil sie glauben, es hieße deshalb nachdenken). Aber auch nach dem Nachdenken wird die kathrin nicht begreifen, daß es mit der Freiheit der US-amerikanischen Öffentlichkeit nicht sehr weit her sein kann, zumal ihr mehrere Gesprächspartner dringend raten, »zwischen den zeilen zu lesen«.

Eine Sache, mit der »die kluge Else« (Michael Rudolf) mehr vertrauten Umgang gepflegt haben müßte. Wenn sie denn wüßte, was Zeilen überhaupt sind. Ihre Nachhilfestunden bei der New Yorker »Aufbau«-Redaktion verlaufen in etwa folgendermaßen: »Höhepunkt meines Arbeitstages war ein Lob für eine Bildunterschrift. Der Tiefpunkt: In der Redaktion wurde mein Internet-Tagebuch begutachtet und mehrheitlich als ›keine Literatur‹ befunden.« Aber man ist ja »ein komischer Vogel«, beziehungsweise »unabhängig ist man selber«. Spätestens hier klingeln bei jedem Leser die Neidglöckchen. Dafür muß er jedoch in Kauf nehmen, daß Amerika bei Franz Kafka laut Else »eher vage beschrieben« worden sei. Sie will es nämlich besser machen: »Merke: In New York kannst du den Ereignissen nicht entfliehen, sie haben dich am Arsch.« Zum Beispiel so: »Bis 11 geschlafen, mit Halsweh aufgewacht, dann versucht, den U-Bahn-Plan zusammenzufalten, nach anderthalb Stunden aufgegeben und eine Stunde geweint und ein bißchen gegen die Einbauschränke meines Apartments getreten.« Wir sehen schon: Was sie am besten kann, ist eine selbstauferlegte Arbeitsbeschaffungsmaßname als »Den-größtenteils-unverständlichen-Rest-der-Welt-zum-

größtenteils-verständnislosen-Ich-ins-Verhältnis-Setzerin«. In diesem Verhältnis werden »Schicksale verursacht«, auch muß sie oft »ich meine« sagen.

Die kathrin wiederum bemerkt nach dem 11. September »ansonsten wenig durchgeknallte auf der straße«. »DER ZWEITE TURM ist zusammengefallen. Ich sitze hier und heule. Das World Trade Center gibt es nicht mehr ... Es ist so hoffnungslos!!« So jetzt wieder die Else. Gefolgt von einer »ODE AN DIE TÜRME«, die wir hier aus seuchenhygienischen Gründen überspringen. Elses Internet-Tagebuch *www.else-buschheuer.de* ist denn auch angelegt, daß die Leserkommentare so ausfallen müssen: »Wir weinen mit Ihnen; trotzdem, ich frage mich grad, ob es nicht furchtbar für Sie ist, zu glauben, sofort BERICHTEN zu müssen? Ob Sie nicht vielleicht, zunächst wenigstens, einfach nur fühlen?« Oder: »Wie fühlt es sich an, daß die Medien plötzlich solch ein Mega-Interesse an Dir haben, weil Du als Deutsche in NY festsitzt? Fühlst Du Dich gar nicht benutzt?« Ausnahmsweise mal mit nur einem Fragezeichen.

Erst auf Seite 167 fragt die Else: »Warum nicht nach Worten suchen? Stammeln? Schweigen?« Da ist ihr Buch schon fast zu Ende. Bei der kathrin hingegen »liegen die erzählstränge in der luft«. Else versucht es mit »Ein bißchen Frieden« von Nicole und »Und als wir ans Ufer kamen« von Wolf Biermann und ein bißchen mit den Tarotkarten. Warum? »Weil eben nichts mehr so ist, wie es war, niemand, auch ich nicht. Ich sehe mich als Überlebende. Als Veränderte.« Schön wär's. »Ich werde vermutlich wirre Bücher schreiben, die keinen Verlag finden und Kameras scheuen, die gar nicht mich meinen.« Guter Ansatz. So was »macht schon sinn« (die kathrin). »die politischen implikationen der jetzigen situation sind jedenfalls nicht abzusehen« (noch mal die kathrin). Und all die anderen NachwüchslerInnen? Sollten sie wie die kathrin besser noch ein Interview mit sich selbst führen, als autoren »das alles auseinander dividieren, ... um es danach wieder ineinander fließen zu lassen«? Oder sollten sie einander »die Pulsadern direkt vorm Roten-Kreuz-Gebäude aufschneiden«, wie die Else sich vorschlägt? Die (während eines Rückfalls in die Kleinschreibung) außerdem erkannt hat: »ironie geilheit ausgelassenheit coolness sind sachen von vorher und gehören nicht mehr hierher (und niemals mehr irgendwohin?)« Ihr helfen, neben einer einfachen Microsoft-Rechtschreibprüfung, nur noch die *Vagina-Monologe*: »Wir haben alle viel gelacht, waren zwei-dreimal ganz still, ich mit Gänsehaut. Die eine oder andere hat auch mal ein Tränchen zerdrückt.«

kathrin wiederum empfand Derrida bei einem Vortrag wie »ein deus ex machina«, dann besuchte sie fix eine »nachbarschaftliche dinner-party«. Und siehe: Die guten Leut hatten »nicht nur ihre themen, sondern auch ihre biographien«. Dann ging's wieder. Halbwegs. Obwohl sie allüberall »der ideologie bei der arbeit zusehen« konnte.

Trotz eingeschränktem Wahrnehmungsapparat haben die beiden Früchtchen sofort erkannt, daß es ganz einträglich ist, beim großen »Wir-sind-auch-irgendwie-Amerikaner«-Rufen dabei zu sein, weil das Dazugehörenmüssen zu dieser spezifischen Art Blödheit längst dazugehört. Es spricht für New York, daß es mühelos zwei von diesen Schreibschülerinnen aushält – zur gleichen Zeit, kaum einen Radiergummiwurf auseinander. Aber spätere Generationen werden vor der durchaus kniffligen Frage stehen, was wirklich schlimmer ist: das Attentat auf das WTC oder was deutsche »Damen« darüber »schrieben«.

kathrin röggla: *really ground zero. 11. september und folgendes*. Fischer, Frankfurt a. M. 2001, 112 Seiten, 7 Euro

Else Buschheuer: *www.else-buschheuer.de. Das New York Tagebuch*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002, 272 Seiten, 9,90 Euro.

Michael Rudolf hat gerade den Roman »Morgenbillich. Die Wahrheit über Holger Sudau« (Oktober Verlag) veröffentlicht

Literatur-Konkret 2002, S. 14

Michael Hahn

Aufrüstung des eigenen Lagers

Daß nicht dasselbe herauskommen muß, wenn zwei das gleiche tun, gilt auch für die im Zusammenhang mit dem 11.9. geäußerte Kritik an der Außenpolitik der USA

Irgendwie sind die USA selbst schuld. Das war seit dem Massenmord vom 11. September 2001 oft zu hören. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in den USA selbst. Noch bevor die Identität der mutmaßlichen Flugzeugentführer bekannt war (geschweige denn ihre Hintermänner und ihre Motive, die weiterhin unklar sind), wußten auch viele US-Linke schon, wo der »Nährboden« für solchen Terrorismus zu finden ist: in der US-Außenpolitik und besonders in ihrer Nahostpolitik.

Ein eklatantes Beispiel für diese Haltung ist sicherlich Noam Chomsky, dessen Interviewband *9-11* in den USA bereits rund 200.000 mal verkauft worden ist (siehe dazu den Beitrag von Gerhard Scheit in diesem Heft). Daß solche Kritik aus dem »Herzen der Bestie« selbst kommt, paßt den deutschen US-Gegnern. Ähnlich wie sich deutsche Antizionisten mit Vorliebe israelischer Linker wie Uri Avnery als Kronzeugen bedienen, werden auch Chomskys Analysen hierzulande gerne aufgegriffen.

Das gilt auch für Susan Sontags Text »Feige waren die Mörder nicht« aus der Wochenzeitschrift »New Yorker«. Die »FAZ« druckte den Beitrag bereits am 15.9., noch vor seinem Erscheinen in den USA; später nahm ihn der Rowohlt Verlag in seinen Sammelband *Dienstag 11. September 2001* auf. »Wo ist das Eingeständnis, daß es sich nicht um einen ›feigen‹ Angriff auf die ›Zivilisation‹, die ›Freiheit‹, die ›Menschlichkeit‹ oder die ›freie Welt‹ gehandelt hat, sondern um einen Angriff auf die Vereinigten Staaten, die einzige selbsternannte Supermacht der Welt; um einen Angriff, der als Konsequenz der Politik, Interessen und Handlungen der Vereinigten Staaten unternommen wurde?« fragte die renommierte Schriftstellerin. Darüber hinaus machte Sontag eine »Einstimmigkeit der frömmlerischen, realitätsverzerrenden Rhetorik fast aller Politiker und Kommentatoren« aus – auch diese angebliche patriotische »Gleichschaltung« der US-Öffentlichkeit ist ein beliebter Topos in der deutschen Wahrnehmung.

Daß von solcher »Einstimmigkeit« jedoch keine Rede sein kann, zeigt schon der genannte Rowohlt-Sammelband selbst. In ihm ist nahezu die gesamte Bandbreite der Argumente und emotionalen Reaktionen auf den Anschlag enthalten – und das, obwohl sämtliche Beiträge nur wenige Tage danach verfaßt wurden. Auch ein Jahr später ist diese Sammlung noch lesenswert. Sieben der 23 Texte stammen von US-amerikanischen Autoren, die meisten erschienen im Original nicht etwa in Underground-Postillen, sondern in renommierten Zeitschriften wie »New Yorker« und »Vanity Fair«.

Abgelehnt hat »Vanity Fair« allerdings einen Aufsatz von Gore Vidal zum 11. September. Der Text erschien dann zuerst in einer italienischen Fassung und wurde anschließend in ein Dutzend weitere Sprachen übersetzt. Seit dem Frühjahr wird Vidals Text nun in Buchform auch in den USA verkauft. Seine (nicht nur durch Sontags Beitrag widerlegte) Ausgangsthese: »Daß die Junta unserer Herrschenden ... Osama, den selbsternannten Verfechter des muslimischen Glaubens, ernsthaft provoziert haben könnte, kam bisher nie zur Sprache.« Vidals Behauptung, die USA seien »der größte Schurkenstaat überhaupt«, läßt sich dagegen schon deswegen nur schwer bestreiten, weil die USA mit ihren 9,8 Millionen Quadratkilometern mehr als viermal so groß sind wie die drei Staaten der »Achse des Bösen« (Bush jr.) zusammengenommen (2,2 Millionen). Weiter Vidal: »Unser Imperium (ist) inzwischen der größte Terrorist von allen.«

Aber was sagt das Prädikat »größter Schurkenstaat« über den 11. September aus? Waren die Attentate des 11. September eine Art islamistischer »Krieg gegen den (US-)Terror«? Als »Ernte« firmieren sie im Untertitel einer Veröffentlichung des Europa Verlags: *Wie Amerika den Haß erntet, den es gesät hat*. Der amerikanische Buchtitel fragt dagegen etwas vorsichtiger: »How we got to be so hated« – Warum wir so verhaßt geworden sind. Als Begründung durchaus genügen könnte Vidals Liste mit rund 250 US-Militäreinsätzen seit 1948 – auch für den Rezensenten der »FAZ« eine »schauerliche Lektüre«.

Verhaßt ist die US-Politik allerdings nicht nur im Ausland, sondern auch in den USA selbst – aus den unterschiedlichsten Gründen. So handeln in Vidals »Ewigem Krieg« nur 15 Seiten (von 132) vom 11. September. Der Hauptteil beschäftigt sich mit Timothy McVeigh, dem rechtsradikalen Attentäter von Oklahoma City. Im April 1995 »provozierte« die US-Regierung angeblich auch ihn (ähnlich wie Bin Laden) zur Ermordung von 168 Menschen. Vidal nennt eine lange Liste empörender Beispiele von Bigotterie, Korruption und mörderischer Rücksichtslosigkeit, die die verschiedenen bewaffneten und unbewaffneten Arme der in den USA herrschenden Klasse ausgeübt haben und noch ausüben. Aber wie erklärt man damit die Tat eines bekennenden Rechtsradikalen? (Oder waren es mehrere? – auch 1995 hat das FBI bemerkenswert geschlampt.) Daß sich McVeigh an dem Roman *Turner Diaries* des kürzlich verstorbenen US-Nazis William Pierce aufgeilte und nach diesem Vorbild einen »Rassenkrieg« in den USA auslösen wollte, scheint Vidal egal zu sein. Hauptsache es ging gegen die »herrschende Junta« und ihre Agenten.

Damit steht Vidal für eine Strömung der US-Linken (oder ist es ihr Mainstream?), deren Politik sich in »anti-government« erschöpft. Im US-amerikanischen Sprachgebrauch ist damit keine konkrete Kritik an einer bestimmten Regierung gemeint,

sondern eine allgemeine Staatsferne oder -skepsis. Die ist zwar sicherlich einer der sympathischsten Aspekte der politischen Kultur in den USA, aber allzuoft wird dabei von jeglichen politischen Inhalten abgesehen. In den vergangenen 50 Jahren war es nun gerade der US-Zentralstaat, der gewisse bürgerrechtliche Mindeststandards durchgesetzt hat – zum Beispiel gegen die rassistische »Basisdemokratie« in den Südstaaten (um so tiefer ist nun der Einschnitt durch die aktuellen »Anti-Terror«-Gesetze). Trotzdem beschwören auch viele Linke die »Ideale« der US-Verfassung und trauern der guten alten Republik nach, die irgendwann einmal korrumpiert wurde – als ob es sich nicht um eine kapitalistische Sklavenhaltergesellschaft gehandelt hätte.

Je nach Datierung des »Sündenfalls« erkennt man, ob es sich um eine rechte, linke oder schlicht dumme Variante des »anti-government« handelt. Vidal nennt den 27. Februar 1947, als Harry Truman »unsere alte Republik« dem »militärisch-industriellen Komplex« auslieferte. An diesem Tag habe eine Runde aus Präsident, Vize-Außenminister Dean Acheson (ein wichtiger Architekt des Kalten Kriegs) und einigen Kongreßführern verabredet, von nun an die US-Ökonomie zu militarisieren und der US-Öffentlichkeit weiszumachen, »daß die Russen vor der Tür stehen«. Seither, so Vidal, gebe es einen »erbittert geführten Kampf zwischen der amerikanischen Republik, deren Verteidiger ich bin, und dem amerikanischen Weltimperium«.

Dagegen datieren Rassisten den Untergang der alten Republik auf 1954 (Gerichtsurteil gegen die Rassensegregation). Und für christliche Fundamentalisten kam der Sündenfall 1962, als das Verfassungsgericht das Schulgebet in öffentlichen Schulen verbot und so den allgemeinen Verfall von Anstand und Moral einläutete. Auch ein Grund für den 11. September, jedenfalls aus der Sicht des evangelikalen Fernsehpredigers Pat Robertson. Der erklärte zwei Tage später: »Gott hat seinen Schutzschirm von uns abgezogen« – als Strafe für Gotteslästerung, Pornographie, Abtreibungen und Homosexualität. Fehlt nur noch der 22. November 1963, der für viele Liberale (und die meisten Verschwörungstheoretiker) den Sündenfall markiert – der Tag, an dem John F. Kennedy (für den Gore Vidal Reden geschrieben hat) ermordet wurde.

Ein sehr viel späteres Datum nennt David Cogswell (Autor von *Chomsky for Beginners*), der für James Hatfields Bush-Biographie ein 20seitiges »Postscript« über den Ausgang der Präsidentschaftswahlen 2000 verfaßte. Für ihn ist der Schlüsseltag der 12. Dezember 2000, an dem das US-Verfassungsgericht die Handauszählung der umstrittenen Stimmzettel in Florida stoppte und so Bush junior zum Präsidenten kürte. Ein »Putsch«, urteilt Cogswell, »das Ende einer funktionierenden Demokratie«. Auch von einer »Machtergreifung« ist die Rede, angereichert mit einem Zitat aus Hitlers *Mein Kampf*.

Gegen solchen Alarmismus im Postscript hebt sich Hatfields faktenreicher Hauptteil wohltuend ab. Die Bush-Biographie endet allerdings bereits im August 1999. Der Bremer Atlantik Verlag hat sie nun mit drei Jahren Verzögerung auf deutsch herausgebracht. Hatfields Erzählung ist ein typisches Beispiel für amerikanischen Journalismus, der sich ganz auf die handelnden Individuen und ihre Charaktereigenschaften konzentriert. Politik erscheint nur als »Networking«: Wer kennt wen, wer trifft sich wann mit wem, wer zahlt wieviel? Über Machtverhältnisse und politische Strategien erfährt man dagegen wenig, also darüber, wie Bush zunächst die heftig zerstrittene republikanische Parteibasis (Christen, Waffenlobbyisten, Isolationisten, Kapitalisten) hinter sich sammelte und dann im November 2000 etwa ein Viertel der Wählerstimmen (plus die entscheidende fünfte Stimme im Verfassungsgericht) gewann. Daß Bush aus der Ölindustrie stammt, ist kein Geheimnis. Aber ob und wie man damit den aktuellen »Krieg gegen den Terror« und den Konflikt über einen möglichen Angriff auf den Irak erklären kann, bleibt auch nach 400 Seiten unklar.

Immerhin wird deutlich: Bush jr. ist keineswegs der Einfaltspinsel oder Cowboy, als der er in Deutschland oft dargestellt wird. Er ging umsichtig und zielstrebig ans Werk – so daß bereits im August 1999 kaum noch ein Zweifel daran bestand, daß er im Frühjahr 2000 die republikanischen Vorwahlen gewinnen und dann gegen Al Gore um das Präsidentenamt wetteifern würde. Übrigens hat es auch Gore nur als Sprößling einer Politikerdynastie zu etwas gebracht: Gore senior war ein mächtiger US-Senator (und weitläufig verwandt mit Gore Vidal).

Das Wahljahr 2000 schildert Robert von Rimscha, der damalige »Tagesspiegel«-Korrespondent in Washington, in seiner schmalen Bush-Biographie vom Oktober 2001. Auch Rimscha argumentiert gegen das »Cowboy«-Klischee und versucht, seine skeptischen Leser zu beschwichtigen: »Durch besonnenes Handeln hat der Texaner es erreicht, daß der Terror nicht zum Bruch zwischen Alter und Neuer Welt geführt hat, sondern zu einem seltenen Zusammenrücken.«

Von »Zusammenrücken« nichts wissen will dagegen der Schweizer Soziologe Jean Ziegler in seinem kurzen Vorwort zu Hatfields *Bush Imperium*. Hier trieft das ganze europäische Ressentiment gegen die US-Hegemonie und den »vom amerikanischen Finanzkapital total beherrschten, globalisierten Weltmarkt«. Ziegler bekennt: »Traurig als Europäer und Sozialdemokrat stimmt mich die unterwürfige Lakaienmentalität ... gegenüber den stumpfsinnigen Weltherrscher-Aspiranten in Washington. Gerhard Schröder und Anthony Blair sind nicht die einzigen.« Dieselbe Passage verlas er im Mai auch auf der Berliner Anti-Bush-Demo – unter tosendem Beifall. Man stellt sich ungern vor, wie Ziegler Schröders Auslassungen zum »deutschen Weg« bejubelt haben mag. Schade, daß der linke Bremer Atlantik Verlag, der sich in der Vergangenheit sehr um die Solidarität mit dem inhaftierten US-Journalisten Mumia Abu-Jamal verdient gemacht hat, solch einen Stuß in Auftrag gibt.

Wozu Ziegler knapp vier Seiten braucht, dazu benötigt der deutsche Friedensfreund Till Bastian *55 Gründe* und zwei Hardcover-Deckel. Der Inhalt ist derselbe: »(Das) deutsche politische Establishment leidet an einem geradezu krankhaften, oft äußerst duckmäuserisch-peinlich ausgeprägten Amerikanismus – soll heißen, an einer Neigung zum vorauseilenden Gehorsam, ja geradezu zur Liebedienerei gegenüber dem ›großen Partner‹ jenseits des Atlantischen Ozeans. Ähnliches gilt übrigens auch für weite Teile der deutschen Presse- und Medienlandschaft.« Was den ehemaligen Deutschland-Geschäftsführer der »Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkriegs« nicht davon abhält, nahezu jedes seiner »Argumente« mit einem US-kritischen Zitat aus deutschen Zeitungen abzusichern.

Die *55 Gründe* reichen vom Kyoto-Protokoll bis zum Kriegsgefangenenlager auf Guantanamo. Die Liste ist bekannt, und Kritik daran ist selbstverständlich notwendig. Sie wird in den USA selbst geübt, auch wenn Bastian glaubt, vor einer »hohe Wellen schlagenden patriotischen Strömung« in den USA warnen zu müssen – und zwar »gerade weil die Bürger Deutschlands in ihrer Landesgeschichte schreckliche Erfahrungen mit der Ideologie des Nationalismus haben machen müssen«.

Ein Unterschied ums Ganze: Die US-Kritiker (und das sollte man auch Leuten wie Chomsky oder Vidal zugute halten) handeln immerhin gemäß der bewährten linken Prämisse: Der Hauptfeind steht im eigenen Land. Bei Leuten wie Bastian dagegen dient die Kritik an den USA, allen Friedensappellen zum Trotz, nur der Aufrüstung des eigenen Lagers. Sie mündet in den Appell an »die europäischen Politiker ..., zu einer eigenständigen weltpolitischen Rolle zu finden«.

Literatur:

Dienstag 11. September 2001. Rowohlt, Reinbek 2001, 156 Seiten, 10 Euro

Till Bastian: *55 Gründe, mit den USA* nicht *solidarisch zu sein – und schon gar nicht bedingungslos*. Pendo, Zürich 2002, 116 Seiten, 14,90 Euro

Noam Chomsky: *The Attack. Hintergründe und Folgen*. Europa Verlag, Hamburg 2002, 92 Seiten, 9,90 Euro

James H. Hatfield: *Das Bush-Imperium. Wie George W. Bush zum Präsidenten gemacht wurde* (Vorwort von Jean Ziegler). Atlantik, Bremen 2002, 424 Seiten, 19,80 Euro

Robert von Rimscha: *George W. Bush. Präsident in Krisenzeiten*. Heyne, München 2001, 144 Seiten, 6,95 Euro

Gore Vidal: *Ewiger Krieg für ewigen Frieden*. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2002, 132 Seiten, 13 Euro

---

Michael Hahn schrieb im konkret-texte-Band 30 »Besonderes Kennzeichen: D« (Hg. v. Oliver Tolmein) über die US-Debatte zur Einwanderungspolitik

Literatur-Konkret 2002, S. 16

Hermann L. Gremliza

Doppelter Selbstmord

Der Verlag teilt mit, sein Autor Reuter, Jahrgang 1968, habe Islamistik studiert, berichte seit zehn Jahren für »Geo«, »Stern« und »Die Zeit« aus der islamischen Welt zwischen Marokko und Kirgistan und habe 1997 den Springer-Journalistenpreis erhalten. Eine fast zu ausführliche Warnung. Mit Experten verhält es nämlich so, daß weder Studium noch Anwesenheit vor Ort den Denker machen. Ich kenne einen Haufen Journalisten, der seit Jahrzehnten in Hamburg lebt, und würde mir doch von keinem sagen lassen, wer Ronald Schill ist.

Selbstmordattentäter – Psychogramm eines Phänomens: der Untertitel von Reuters Buch warnt ein zweites Mal. Daß »Psychogramm« die Ausrede für Unfähigkeit zur Analyse ist, war bekannt. Daß ein Phänomen, also eine Erscheinung, eine Psyche hat, ist zwar neu, gilt aber vielleicht nur für islamische Phänomene zwischen Marokko und Kirgistan. Wie ja überhaupt im Orient des Autors viele rätselhafte Dinge vorkommen. Aus ihrer vierhundert Seiten dicken Fülle noch eines nur anzuführen: Die Alternative, vor welcher Israel stehe, sei »zwei Alternativen: Frieden oder Unterwerfung«.

Andererseits war der Autor nicht faul. Er hat viel Material, auch nützliches, zusammengetragen und die Reportagen, die er je für »Geo«, »Stern« und »Die Zeit« geschrieben hat, noch einmal aufgekocht. Alles, was in den letzten zehn Jahren zum Thema gesagt worden ist, kommt irgendwie vor: der »Werther-Effekt«, die Assassinen, der Schlüssel fürs Paradies um den Hals, Kamikaze, das »schiitische Moment der Märtyrerverehrung«, die »Kultur des Todes« undsofort.

»Daß Menschen sich selbst opfern, um andere zu töten, daß sie den Nutzwert ihres Lebens nur noch als Waffe sehen, hat etwas Beängstigendes, Verstörendes«, beginnt der Autor, der selber einen eher animierten Eindruck macht, was an der deutschen Sympathie für die islamische Welt liegen mag, die in seinen Texten genau so weit reicht, wie es das Grundgesetz des preisverleihenden Verlagshauses Springer grade noch erlaubt: »Die Brisanz der Situation besteht darin, daß zwar das Gesamtbild der Verschwörungstheorie falsch ist – aber einzelne Teile durchaus stimmen ... Die beinahe täglichen Fernsehbilder von Gefechten, dürftig bewaffneten Palästinensern und israelischen Panzern, Jets, Helikoptern mögen selektiert sein: falsch oder gefälscht sind sie nicht. Israel ist Wirklichkeit, ebenso wie die Vertreibung Hunderttausender im Krieg 1948, die Besetzung von Gaza, der Westbank, Ostjerusalem, das Nichtbeachten aller UN-Resolutionen, die Unterstützung durch Amerika.« Er muß, wenn es um Juden geht, statt Auswahl Selektion sagen.

Es ist im Leben, im Orient wie im Okzident, häßlich eingerichtet, daß die Denker nicht recherchieren wollen und die Rechercheure nicht denken können. Karl Marx allerdings war geradezu der Begründer einer recherchierenden Denkschule. Von ihm ist 1999 in den USA die kritische Ausgabe einer kleinen Arbeit erschienen, die der Neue ISP Verlag unter dem Titel *Vom Selbstmord* auf deutsch verlegt. Von ihren 118 Seiten gehen acht auf das Vorwort von Michael Löwy, 38 auf die Einleitung der Herausgeber Kevin Anderson und Eric A. Plaut, 35 auf den französischen Originaltext *Du suicide et de ses causes* von Jacques Peuchet, 18 Seiten auf dessen Übersetzung durch Marx, 15 auf editorische Vor- und Nachbemerkungen, Inhaltsverzeichnis und Impressum. Von Marx selber bleiben fünf Absätze Einleitung, zwei Absätze Nachwort, einige Hervorhebungen in Peuchets Text sowie ein paar Striche und vorsätzliche Falschübersetzungen (von den Herausgebern akribisch vermerkt und richtiggestellt). Und doch: was für ein schönes, kluges Stück Literatur.

Jacques Peuchet, geboren 1760, hat sich mit Geschick und Tücke durch Revolution und Restauration geschlagen. 1815 wurde er Archivbewahrer der Polizeipräfektur zu Paris. Er sammelte die Akten über die 2.808 Selbstmorde in der französischen Hauptstadt zwischen 1817 und 1824, untersuchte ihre Ursachen, stellte sie statistisch zusammen und veröffentlichte die Ergebnisse in seinen Memoiren. Schon die ersten Sätze der Studie müssen Marx elektrisiert haben. Peuchet: *Die jährliche Zahl der Selbstmorde, die gewissermaßen normal und periodisch unter uns ist, muß betrachtet werden als ein Symptom der mangelhaften Organisation unserer Gesellschaft; denn zur Zeit des Stillstandes der Industrie und ihrer Krisen, in Epochen teurer Lebensmittel und in harten Wintern ist dieses Symptom immer augenfälliger und nimmt einen epidemischen Charakter an. Die Prostitution und der Diebstahl wachsen dann in derselben Proportion. Obgleich das Elend die größte Quelle des Selbstmords ist, finden wir ihn wieder in allen Klassen, wie bei Künstlern und Politikern. Die Verschiedenheit der Ursachen, die ihn motivieren, verspottet gleichsam den einförmigen und lieblosen Tadel der Moralisten ... Die Klassifikation der verschiedenen Ursachen des Selbstmordes würde die Klassifikation der Gebrechen selbst unserer Gesellschaft sein.*

Selbstmord ist ein gesellschaftliches Symptom, und zwar auch dann, wenn der Selbstmörder keiner ist, der selber hungert. Es ist erfreulich, den Vorwurf an Marxisten, sie dichteten den Mördern vom 11. September, die aus wohlhabenden Familien stammten, gesellschaftliche Beweggründe an, hundertsiebzig Jahre vor ihrer Tat beantwortet zu sehen. Das erste Wort, das den deutschen Politikern und Leitartiklern zum Anschlag auf das World Trade Center einfiel, war: feige. Ein feiger Anschlag sei es gewesen. Peuchet: *Alles, was man gegen den Selbstmord gesagt hat, dreht sich in demselben Zirkel von*

Ideen herum. Man stellt ihm entgegen die Beschlüsse der Vorsehung, aber die Existenz des Selbstmordes selbst ist ein offener Protest gegen die unleserlichen Beschlüsse ... Man macht aus dem Selbstmord einen Akt der Feigheit ...

Feigheit beobachtete Peuchet am entgegengesetzten Ort, in der bedeutendsten Institution der bürgerlichen Gesellschaft, der Familie. Am Fall des Selbstmordes einer Tochter, die von ihren Eltern wegen eines unerlaubten Besuchs bei ihrem Verlobten in den Tod getrieben worden war, kam er zu dem Urteil: *Die feigsten, widerstandsunfähigsten Menschen werden unerbittlich, sobald sie die absolute elterliche Autorität geltend machen können. Der Mißbrauch derselben ist gleichsam ein roher Ersatz für die viele Unterwürfigkeit und Abhängigkeit, denen sie sich in der bürgerlichen Gesellschaft mit oder wider Willen unterwerfen.*

Über den Selbstmord armer Leute sagt Peuchet, es müsse »eine gewisse Art von Seelengröße in dieser Art von Bettlern existieren«, daß sie, »entschlossen zum Tode wie sie sind, sich selbst vernichten und nicht den Selbstmord durch den Umgang (gemeint: über den Umweg) des Schaffots machen«. Peuchets Verwunderung läßt vermuten, daß ihm das Vorgehen islamistischer Selbstmord-Mörder plausibler erschienen wäre. Plausibel, nicht sympathisch, denn »je weiter unsere Handelsepoche vorschreitet, um so seltner diese edlen Selbstmorde des Elends werden, und die bewußte Feindseligkeit tritt an die Stelle«.

Bald zwei Jahrhunderte danach scheint die Organisation der Gesellschaft so unabänderbar, daß Kommunisten zu einförmig und lieblos tadelnden Moralisten degenerieren und sich also in eine Art geistigen Selbstmord stürzen. Da ist es schön, von Marxens denkendem Rechercheur Peuchet erinnert zu werden, daß der Mensch ein geselliges Wesen ist, und von Marx, daß alle Religion, das elende Christentum wie der Islam, an den die Selbstmörder des Heiligen Kriegs aberglauben, zugleich Ausdruck des wirklichen Elends und Protest gegen das wirkliche Elend, der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt wie der Geist geistloser Zustände ist.

Karl Marx: *Über den Selbstmord.* Neuer ISP Verlag, Karlsruhe 2001, 118 Seiten, 16,50 Euro

Christoph Reuter: *Mein Leben ist eine Waffe.* Bertelsmann, München 2002, 448 Seiten, 23,90 Euro

Literatur-Konkret 2002, S. 18

Horst Pankow

»Sinn machen«

Über die spätbürgerliche Sehnsucht nach Gemeinschaft

Wer im Spätsommer mal über einige Stunden das Radio eingeschaltet hatte, wurde meist mehrfach mit der neuesten Erkenntnis eines schon lange nicht mehr gehörten deutschen Popstars konfrontiert: »Der Mensch ist Mensch.« Und zwar, wurde man dann vom Grönemeyerschen Genius informiert, weil er denkt, lacht, weint, fühlt usw. Alles Eigenschaften und Fähigkeiten, die, so die fast zwangsläufige Schlußfolgerung der frühstückenden, Auto fahrenden oder in der Nase popelnden Zuhörer, eigentlich ein affirmatives Verhältnis des Menschen zu seiner Mitwelt begründen sollten. Doch ist der Mensch ja nicht nur Mensch, sondern in seiner Mehrzahl meist auch noch Lohn-, Gehalts- oder Honorarempfänger und vor allem Staatsbürger.

In den Rollen seiner zweiten – gesellschaftlichen – Natur muß der Mensch nicht durch kulturindustrielle Botschaften zum Durchhalten ermuntert werden. Das mag einerseits daran liegen, daß er als Geschöpf des aktuellen gesellschaftlichen Ensembles, als bürgerliches Subjekt, eine analytische Unterscheidung zwischen erster und zweiter Natur zu treffen als Zumutung der *abgehobenen* Art empfindet, schließlich erscheint ihm sein gesellschaftliches Dasein als Extension seines Menschseins schlechthin. Andererseits ist er als Staatsbürger und als Empfänger von Zuwendungen für erbrachte Leistungen auf sein soziales Dasein als ein unbedingt notwendiges verwiesen, um als bürgerliches Subjekt bestehen zu können. Dieser Mensch wird also im Regelfall seine gesellschaftliche Existenz bis aufs Messer verteidigen. Doch so ganz froh ist er damit nicht, und wenn manchmal unerwartet etwas ganz anders kommt als erwartet, ist ihm das oft Anlaß, das Beste draus zu machen, auch wenn es was Schlimmes ist. Vielleicht kann ja das Unerwartete auch »Sinn machen«, wie Gerhard Schröder sagen würde.

Der Mensch als Deutscher – vor allem als Ostdeutscher – etwa hatte kürzlich anläßlich der »Jahrhundertflut« reichlich Gelegenheit im von den zurückweichenden Fluten hinterlassenen Schlamm Sinn zu suchen und zu finden. »Die Jahre nach der Wende haben uns gestählt und gehärtet«, sächselte ein älterer Mann in TV-Kameras, der wohl kurz zuvor über seine FDJ-Lektüre von Nikolai Ostrowskis *Wie der Stahl gehärtet wurde* nachgesonnen hatte, »da werden wir mit dieser Herausforderung schon fertig werden«. Andere nahmen die Herausforderung zum Anlaß für Entspannung und Zerstreuung, relaxt hingen sie auf geranienumrahmten Balkonen, mit Kissen unter den Ellenbogen lehnten sie im Fenster, erfreuten sich der Fluten und sprachen den zahlreichen Reportern so manch Bedenkenswertes in die Mikrophone. Unter einem strahlend blauen Himmel bei angenehmer Temperatur glitten nicht wenige mit Paddel-, Ruder- und sogar Motorbooten ausgelassen über die gefluteten Straßen hinweg, lachten und winkten den Fotografen zu. Ja, Pirna schien sich für einige Sommertage wirklich in Venedig verwandelt zu haben. Für Darbietungen dieser Art wurden »die Menschen in den Katastrophengebieten« von den deutschen Massenmedien oft gelobt. Man bescheinigte ihnen eine »vorbildlich Ruhe und Disziplin«, bewunderte ihre »heitere Gelassenheit«, und nicht selten bekamen sie »demokratische Reife« attestiert. Für ein paar Tage war der alltägliche Zwang zum produktiven Funktionierenwollen außer Kraft gesetzt, und man konnte sich unbeschwert interessanteren Tätigkeiten hingeben: Sandsäcke stapeln zum Beispiel. »Das ist eine ganz tolle Erfahrung«, sagte ein Mann Ende vierzig dem Nachrichtensender N 24. »Und das Tollste ist die Gemeinschaft, dieses wahnsinnige Gemeinschaftsgefühl, das ist fast so wie früher in der DDR.«

Ach, die Gemeinschaft. Der gesellschaftliche Mensch im nicht enden wollenden Kapitalismus ist von Natur aus Konkurrent, die menschliche Gesellschaft eine Gemeinschaft der Konkurrenten, in der ein jeder alles, was er braucht – von der Schrippe bis zur Umarmung – sich zu *verdienen*, das heißt dem Konkurrenten abzuringen hat. Diese nationalstaatlich organisierten Konkurrenzgemeinschaften sind die Treibhäuser jener tatsächlich *negativen Utopien* von Gemeinschaften, in denen der Mensch seine Bedürfnisse befriedigen kann, ohne mit seinem Dasein als Konkurrent zu brechen, ohne der Gesellschaft der Konkurrierenden die Loyalität aufzukündigen. Er bekommt zwar nicht alles, was er braucht, denn er soll ja weiter konkurrieren, aber für so etwas wie eine Existenzgrundlage – sagt da jemand »Existenzgeld«? – ist gesorgt, weil er dazugehört; er hat einen Anspruch darauf, weil er »einer von uns« ist. Wie das geht und was das alles zur Folge haben kann, hat in den letzten hundert Jahren gerade der deutsche Mensch veranschaulicht. Und auch der islamische Mensch hat bekanntlich inzwischen einiges zur Veranschaulichung negativer Gemeinschaftsutopien geleistet. Ein junger Mann kann dort etwas für die Gemeinschaft tun, indem er sich in die Luft sprengt und so einen Überflüssigen beseitigt, vor allem aber wenn er dabei möglichst viele Juden mitnimmt. Als Dank der Gemeinschaft erwarten ihn dann die vielbesungenen 72 Jungfrauen im Paradies, und seine Familie, die sich nun »Märtyrerfamilie« nennen darf, hat ausgesorgt. (Man sollte mal bei einem Islamwissenschaftler nachfragen, was denn die Selbstmordattentäter*innen*, die in letzter Zeit von sich reden machten, im Paradies erwartet.)

Doch nicht nur der deutsche und der islamische Mensch sehnen sich nach Gemeinschaft. Gerade in Zeiten, in denen das Unerwartete jäh den Alltag verändert, finden auch die Gesellschaftswesen anderer spätbürgerlicher Gesellschaften auf einmal Sinn und Utopie in den vom Unerwarteten hinterlassenen Trümmern. Dann lassen sich beispielsweise auch US-

Amerikaner – denen ja in der Regel vom gewöhnlichen Deutschen eine »Ellenbogenmentalität« bescheinigt wird – von den Verlockungen der Gemeinschaft bezaubern. Eliot Weinberger etwa, ein linksliberaler New Yorker Übersetzer und Publizist, hatte wenige Tage nach dem islamistischen Massenmord vom 11. September vergangenen Jahres seine Eindrücke und Empfindungen in einem auch hierzulande beachteten Text (»Der Tag danach«) zusammengefaßt. Weinberger war am Tag nach dem Massaker stolz, ein New Yorker zu sein: »Im Gegensatz zum übrigen Amerika haben die New Yorker ihr gemeinsames Leid nicht mit Nationalismus und Kriegshetze zu lindern versucht. Sie kauften keine Waffen. In der größten jüdischen Stadt der Welt gab es keine Angriffe auf Araber, welche in beinahe jedem Viertel kleine Lebensmittelläden betreiben. (Man stelle sich vor, derartiges hätte sich in Paris oder London ereignet!)« Eine Gemeinschaft – wenn es auch nur die vergleichsweise kleine der eingebildeten New Yorker ist – braucht die Abgrenzung von anderen Gemeinschaften. Zu diesem Zweck bedient man sich, wie hier Weinberger, gern des gebräuchlichen Mittels der Unterstellung. Angriffe auf Araber blieben schließlich auch in anderen Gegenden der USA Ausnahmen. Und in Paris hatte es, meines Wissens, nach den Anschlägen algerischer Islamisten auf die Metro Anfang bis Mitte der neunziger Jahre keine Übergriffe gegeben.

Neben der Abgrenzung von anderen Gemeinschaften muß aber auch das Besondere der eigenen Gemeinschaft formuliert werden: »Die Reaktion der New Yorker äußerte sich ... in einer Art weltlicher *agape*, am deutlichsten zu sehen in den Kerzenlichtwachen und den behelfsmäßigen Schreinen aus Kerzen, Blumen und Fotos der Vermißten, die plötzlich überall in der Stadt auftauchen. Alle sind draußen auf den Straßen, bedrückt und still in ihrem Schock und ihrer Trauer, aber unverkennbar mit dem Bedürfnis, in Gesellschaft anderer Menschen zu sein.« Ausgerechnet *agape*, der spätantike und frühchristliche Mythos allgemeiner Menschenliebe, der rigide und gewalttätig gemeinte Gegensatz zum fleischlichen *eros*, der in der christlichen Geschichte die Legitimation für die übelsten Scheußlichkeiten abgab, soll hier – durchaus konsequent – als spirituelles Movens einer New Yorker Utopie von vergemeinschafteten Konkurrenten dienen.

Doch reicht dies alles nicht aus, die Gemeinschaft selbst kurzfristig zu stiften. Sie braucht vor allem auch Führung. Die US-Regierung kommt für diese Aufgabe aber nicht in Frage: Weinberger hält Präsident Bush für einen Schaumschläger, Feigling und Versager, Verteidigungsminister Rumsfeld erinnert ihn an Dr. Strangelove aus Stanley Kubricks »Dr. Seltsam«. Doch wenn die Not am größten, ist der Tribun am nächsten. »Die Unzulänglichkeit des Präsidenten wird noch deutlicher«, notiert Weinberger, »wenn man sie an dem bemerkenswerten Auftreten des New Yorker Bürgermeisters Rudolph Giuliani mißt.« Weinberger weiß, daß Giuliani im gewöhnlich verlaufenden Leben ein unangenehmer Geselle ist. Gegenüber Intellektuellen und Künstlern hatte er sich wiederholt so verächtlich geäußert wie in Europa der Österreicher Jörg Haider oder der Franzose Jean-Marie Le Pen. Er sei, so Weinberger, »ein Diktator« gewesen. »In dieser Krise aber ist er zu einem Mussolini geworden, der dafür sorgt, daß die Züge pünktlich fahren. ... Giulianis Fähigkeiten lagen von jeher im Krisenmanagement. ... Nun, da eine wirkliche Krise eingetreten ist, wächst er an seiner Aufgabe.«

Wohlgemerkt, das hat ein Linksintellektueller zu Papier gebracht.

Das hemdsärmlige Agieren Giulianis hatte es im vergangenen Herbst so manchem und mancher angetan. Leider blieben auch hellsichtigere Geister nicht davon verschont. So singt die hellsichtige Oriana Fallaci in ihrem für eine europäische Intellektuelle bemerkenswerten Buch *Die Wut und der Stolz* ebenfalls ein peinliches Loblied auf Giuliani. Die Mussolini-Analogie kommt Fallaci, die als Jugendliche gegen den italienischen Faschismus kämpfte, natürlich nicht in den Sinn. Aber sie will »ein Loblied singen ... auf den Bürgermeister von New York, dem wir Italiener tausend Mal danken sollten, weil er einen italienischen Namen trägt, italienischer Herkunft ist und uns vor der ganzen Welt gut dastehen läßt. Ja, er ist ein großartiger Bürgermeister, Rudolph Giuliani. ... Er gleicht einem General, der persönlich an der Schlacht teilnimmt, einem Krieger aus guten alten Zeiten.« Traurigerweise sind autoritäre Volkstribunen offenbar auch bei Menschen, die, wie Fallaci, den negativen Utopien von Gemeinschaftlichkeit skeptisch gegenüberstehen, durchaus nichts Anstößiges. Dabei sagt gerade diese Autorin in ihrem Buch – auch wenn sie gelegentlich mit ihrer Glorifizierung der »westlichen Zivilisation« weit über ihr (aufklärerisches) Ziel hinausschießt – viel Richtiges über die starken Männer der islamischen Gemeinschaften.

Vielleicht sind ja die Attentäter des 11. September dem Ziel ihres eigenen gemeinschaftlichen Anliegens – der Islamisierung einer gottlosen und gemeinschaftsfeindlichen Welt – nähergekommen, als viele denken. Der Fotograf Joel Meyerowitz, dessen Aufnahmen von den Bergungsarbeiten auf *Ground Zero* weltbekannt wurden – sie sind in Deutschland derzeit im Rathaus von Hannover ausgestellt – berichtet von einem inneren Erlebnis: »Es war ein Privileg, an Ground Zero zu arbeiten: Jeder, der sich dort aufhielt, hat sich verändert, durch den Geist, der dort herrschte, durch die Spiritualität des Ortes. Die Kameradschaft zwischen denen, die dort arbeiteten, erinnerte mich an die Erzählungen von Kriegszeiten, wenn alle gemeinsam für etwas kämpfen, Freud und Leid miteinander teilen. Durch die gemeinsame Arbeit und Anstrengung ist man für immer aneinander gebunden.« (»Arte TV Magazin«, September 2002)

Die »Söhne Allahs« (Fallaci) wären ihrem Ziel in der Tat um einiges nähergekommen, wenn es denn so gewesen wäre: die Geburt der *echten* Gemeinschaft aus der Spiritualität des Massenmordes.

Literatur:

Eliot Weinbergers Text erschien zunächst unter dem Titel »Hier ist New York« in »Lettre International«, Heft 54, III. Vj. 2001, S. 8 – 10, dann unter dem Titel »Der Tag danach« in *Der Schock des 11. September und das Geheimnis des Anderen. Eine Dokumentation*. Herausgegeben vom Haus am Lützowplatz und »Lettre International«, Vertrieb Walter König Verlag, Berlin 2002, 24 Euro

Oriana Fallaci: *Die Wut und der Stolz*. List,

München 2002, 176 Seiten, 18 Euro

Horst Pankow schrieb in KONKRET 7/02 über die Stimmung im Land nach dem antisemitischen Auftritt Möllemanns

Literatur-Konkret 2002, S. 20

Georg Seeßlen

Fressen für die Geier

Wie der 11. September im kollektiven Gedächtnis Gestalt annimmt

Alles, was der Fall ist, muß sich in unseren Sinnsystemen festsetzen, koste es, was es wolle. Es kostet, technisch und ökonomisch gesehen, immer weniger. Denn einerseits tragen die Ereignisse ihre Bildhaftigkeit und damit ihre serielle Verbreitung immer häufiger schon in sich; niemand tut etwas ohne Rücksicht auf das Bild, das er oder sie dabei produziert. Andrerseits gibt es kaum einen Raum, in den die Bildermaschinen nicht reichen. Die Bildermacher sind immer unterwegs, und New York war am 11. September 2001 voll von ihnen. Sie waren nach den Feuerwehrmännern die zweite Sorte der populären Heroen in diesem »Inferno«. »Meine Frau Becky und ich hielten uns vor dem Fernseher umarmt und sahen entsetzt zu, wie das zweite Flugzeug sich in den anderen Turm stürzte. Als ich anfing, meine Kameras einzusammeln, spürte ich die Last ungewohnter Gefühle.« So leitet der »Magnum«-Fotograf Alex Webb seine Auswahl der Katastrophenbilder in dem Buch *New York 11. September von Magnum-Fotografen* ein.

Es ist das edelste und, tja, schönste der teils edlen und schönen, teils trashigen Sensations- und Gedenkbücher, mit denen der Buchmarkt sich füllt, in Formaten und Gestaltungsweisen, die sonst den sieben Weltwundern, handgedrehten Zigarren oder den Nuba von Kau angemessen erscheinen. In anderen Büchern, wie *Ins Herz getroffen* (hier »öffnet die ›New York Times‹«, großformatig und bunt, »ihre Bildarchive«), tritt an die Stelle des persönlichen Kommentars von Bildautoren eine Collage von Chronik und Kommentar. Für immer festgehalten, »eingebrannt«, wie der Klappentext beteuert, die immergleichen Bilder, mal kunstlos und authentisch, mal ästhetische Meisterwerke – Magnum-Fotografen können nicht anders – , die schon zeigen, daß sie äußere Wirklichkeit und innere Vision zusammenbringen wollen. Und daneben liegen die Tatsachenberichte, kleine Heldengeschichten, die sich lesen wie etwas überdrehte Mainstream-Thriller, von den Feuerwehrmännern in der ersten Reihe, unterwegs in den Trümmerwelten wie Richard Picciotto (*Unter Einsatz meines Lebens. Ein New Yorker Feuerwehrmann im World Trade Center*). Picciotto ist freilich schon ein bißchen mehr als ein Feuerwehrmann (»Ich war der Chief«), und seinen Bericht hat Daniel Paisner in Form gebracht, der auch schon Anthony Quinn und Whoopi Goldberg mit Lebensberichten versorgte. Auch beim Boom der Vermarktung und Selbstvermarktung nach der Katastrophe gibt es Gewinner und Verlierer, Chiefs und Fußvolk, Künstler und Straßenhändler.

Die Ressource selbst ist knapp. Es ist ein »One-day-thing«, wie ein *streetwise* New Yorker Junge weiß, der sich auf ein Leben vorbereitet, in dem er Tag für Tag die Leute neben sich verrecken sehen wird. Es sind nur die Zahlen und die Bilder, die sich unterscheiden. Er verkauft amerikanische Fähnchen und haßt die Leute, die sie ihm gerührt abkaufen. Nicht allein die Unterdrückung der Erkenntnis dessen, was der Fall ist, entwickelt sich zum Problem, sondern ebenso die Übergegenwärtigkeit dessen, was *auch* der Fall ist. Das ist gut für den Markt, schlecht aber für das Bewußtsein.

Das menschliche Wissen setzt sich zusammen aus Begriffen, Bildern und Erzählungen. Glückliches Bewußtsein wäre wohl, wenn es das denn gäbe, so etwas wie eine Harmonie zwischen den Bildern, den Erzählungen, den Begriffen. Die eine Art, eine solche Harmonie anzustreben, kann man vielleicht »Weisheit« nennen. Die andere nennt man »Ideologie«.

Das also ist die Frage, die man den Bildern und Erzählungen stellen muß, die nun auf den Markt drängen, und die hier nach medialer Leichenfledderei riechen, dort einen notwendigen kulturellen Prozeß begleiten, das Einsickern dieses Geschehens in unsere Vorstellungswelt: Was wird daraus, wenn sie nicht mehr der große Störfall in den Bilderfabriken und Erzählmaschinen sind, sondern deren Teil? Kunst, Religion oder Ideologie? Oder sammeln sich die Bilder und Erzählungen in einer eigenen Abteilung der populären Mythologie, in der die Bilder von Zerstörung und Aschenregen eine besondere apokalyptische Ikonographie ausbilden, der Feuerwehrmann zu einer »leeren« Heldenfigur wird, die sowenig mit der Geschichte von Terrorismus und Krieg zu tun hat wie der Cowboy mit der Geschichte der Landnahme und des Genozids? Aber bereits der Bericht von Chief Picciotto endet mit der Feier von Solidarität und Freundschaft *und* mit der Anklage gegen eine Gesellschaft, die ihre Helden schnell vergißt, wenn es ums Bezahlen geht: Nicht mal Toilettenpapier kriegen die Feuerwehrleute gestellt.

Vom heroischen Einsatz zum Toilettenpapier – das zeigt die Offenheit dieses mythischen Bildes. Das zeigt aber auch, wie nah beieinander da rauschhafter Konsens, patriotische Selbstinszenierung und sozialer Dissens liegen.

D

as große erhabene Bild entzieht sich. Beim Betrachten der Magnum-Fotografien verachtet man bereits die wilde Bilderproduktion der Tagesmedien, die an anderem Ort zum strukturalen Gesamtkunstwerk gruppiert wurde: *Die erste Seite*. Das Buch bildet die erste Seite einer Vielzahl von Tageszeitungen, Nachrichtenmagazinen und Illustrierten nach dem 11.9.2001 ab, und das Vorwort referiert erstaunliche Erkenntnisse: »Wie eine Medienanalyse der Universität Leipzig ergab, wichen zum Beispiel in Deutschland viele meinungsbildende Zeitungen vom gewohnten Layout ab. Die ›FAZ‹ druckte am

12. September erstmals in ihrer 50jährigen Geschichte zwei Fotos ohne Bildunterschrift auf ihrer Titelseite.« Begriff (»U.S. Under Attack«, »Der dritte Weltkrieg«) und Erzählung folgten in gebührendem Abstand.

Die Aufhebung des Heiligen Bildes provoziert förmlich das Wuchern der kleinen Erzählungen, das kennen wir aus der Religion; das große Symbol muß sich in individuellen Geschichten bewähren, das kennen wir aus der Ideologie; und das Erhabene provoziert den Kitsch, das kennen wir aus der Kunst. So gehören das Heilige Bild und der Katastrophenkitsch zusammen. Natürlich ist da Ausbeutung im Spiel, kleine und große Geier holen sich von den Leichen etwas zum Leben. Die Ausbeutung wird peinlich hier und dort, und, wenn die Bemerkung erlaubt ist, auch höllisch komisch. Der Verlust von Würde und Pietät, wo es ums Geld geht, wird eben in einer Massenkultur besonders deutlich, denn selbst unter Geiern gibt es Gewinner und Verlierer.

Für das Heilige Bild gibt es keine adäquate und verläßliche Art der Aufbewahrung. So hat die massenhafte Verbreitung des Bildes und der Erzählungen noch einen dritten Aspekt neben der Übertragung in Ideologie und neben der medialen Ausbeutung, nämlich die »Schändung« des Heiligen Bildes, seine Entwertung. Diese Metapher ist paradox, sie betrifft die Produktion einer Leerstelle. Früher oder später wird diese »Lücke« gefüllt werden, entweder indem Ground Zero in der urbanen Alltäglichkeit versinkt, oder indem ein »Monument« an seiner Stelle errichtet wird. Aber waren nicht bereits die Lichtsäulen, die für kurze Zeit über Ground Zero erstrahlten, blasphemischer Kitsch? Die Pläne zum »Memorial Park« wollen sich ganz und gar nicht in unsere Bildwelt fügen. Einem Halbgott, der seine Wunden zeigt, kommen wir schließlich auch nicht mit einem Verbandskasten.

Gleich nach dem Ereignis hat ein bekannter Künstler das Attentat zum Kunstwerk erklärt, was natürlich eine »Welle der Entrüstung« ausgelöst hat. Der Skandal dieser Aussage war indes vor allem die Gegenwärtigkeit des Vorgangs. Schließlich kann man etwas, das schon Kunstwerk ist, nicht mehr zum Kunstwerk machen. Doch dieser Prozeß braucht Zeit und seine Stadien der Vermarktung. Die Katastrophe wird nicht nur zum *coffeetable book*, sondern auch in den *white cube* der Kunstausstellung gebannt.

Warum sollten auch ausgerechnet Künstler zum Attentat und seinem Bild schweigen? Man erzählt und bildet nicht die Katastrophe, sondern sich selbst in ihrem Widerschein. Und doch muß dieser Versuch enorme Inversionen zur Folge haben. Neben dem Hochhaus vermag nur das Museum die urbane Lebensform in der Zeit des *global village* zu rechtfertigen. Nun ist die Zerstörung des Hochhauses als Kunstwerk ins Museum überführt. Und ist nicht die moderne Kunst selbst nur schwer von einem terroristischen Anschlag zu unterscheiden und das Bild zugleich Dokument einer Zerstörung des Bildes? Was also sehen wir in den Ausstellungen? Kunstwerke, die auf den terroristischen Akt reagieren, oder die vollständige Aufhebung der Kunst als terroristischen Akt? Antworten wir nicht zu schnell.

In der Mitte zwischen Kunst und Pop, also etwa auf dem Level der Magnum-Fotografen, deren Bilder vom 11.9. in die Form eines *coffeetable books* gebracht werden, ist der gleiche Widerspruch in einem anderen moralischen Diskurs als größtmöglicher Crash zwischen dem Katastrophalen und dem Kulinarischen zu lesen. Die Katastrophe in Form des Genusses. Und auf der nächsten Stufe, im Popalltag des ewig laufenden Fernsehfilms, bricht nicht nur der Pakt zwischen Ästhetik und Religion (in der respektvollen Behandlung des Heiligen Bildes und in einer mehr oder weniger solidarischen, sentimentalen Zärtlichkeit den Erzählungen des Dabeigewesen-Seins gegenüber), sondern auch der zwischen Ideologie und Ökonomie wieder auf: Die »werbetreibende Industrie« hält sich am Tag des unausweichlichen Gedenkens alarmierend zurück. Soweit schließlich kann die Kulinarisierung der Katastrophe nicht getrieben werden, daß man ein Bild vom Trümmerfeld schon mit einem Bild vom Eiscremebecher montieren könnte. Auf dem Kaffeetisch steht edler Whisky.

Bemerkenswerterweise hat diese »Erinnerungskultur« auf dem Medienmarkt auch das Verschwinden der Geschichte rund um das Heilige Bild und die kleinen Erzählungen zum Inhalt. Vorbei ist die Zeit, in der man sich noch »informieren« wollte, zum Beispiel darüber, wer oder was zum Teufel die Taliban sind oder ob der Islam an allem schuld ist. Im Jahr danach schreiben wir unverhohlen an Mythen und malen an Bildern, es geht dabei nicht so sehr um das Einfügen der Katastrophe in eine Geschichte als vielmehr um das Einpassen des Subjekts in die Katastrophe. Deswegen werden die letzten Telefonate der Opfer in den Türmen und Flugzeugen mit ihren Angehörigen Teil einer Auftragskomposition, die John Adams unter dem Titel »9-11« in der New Yorker Philharmonie vorstellen wird. Die Empfindung des Subjekts wie in Bern-stein gegossen als Teil der Hochkultur, als Blues-Ritornell in der Popkultur.

Aber auch da wollen sich Bilder, Begriffe und Erzählungen nicht harmonisch fügen. Da ist der merkwürdige Trotzpatriotismus von Neil Young und auf der anderen Seite das Video von George Michel, das Tony Blair als Pudel zeigt, der auf den Schoß von Präsident Bush springt. Eminem betreibt die Karnevalisierung des Ganzen konsequent und lebt den Pop-Widerspruch kalkuliert aus, wenn er mit Osama-Bin-Laden-Bart auftritt und dann schnell seinen Patriotismus beteuert. Und Bruce Springsteen macht, was er immer schon gemacht hat, er liebt Amerika, aber von unten, aus der Sicht der kleinen Leute und der stillen Helden.

Helden könnten wir schon brauchen, nachdem wir das Bild der Katastrophe und das Bild des Feindes geliefert bekommen haben. Aber die Konstruktion der Helden lief schief. Der Krieg hat keine angemessenen Helden hervorgebracht. Daher ist

wohl auch die Ideologisierung nicht wirklich geglückt, den blau-weiß-roten Farbströmen zum Trotz. So mag uns scheinen, daß in dieser Erinnerungskultur der Preis für die Entideologisierung der Bilder und Erzählungen die Enthistorisierung der Katastrophe ist und daß der Preis für die Errettung des Subjekts in der Katastrophe der Verlust des Begriffs ist. Natürlich kann man das auch einfacher sagen, zum Beispiel so wie die Fernsehkritikerin der »Welt am Sonntag«, die einen Gedenkfilm lobt: »Kein sogenannter Experte verbreitet hier verschwurbelte Theorien, im Vordergrund steht die nackte menschliche Tragödie. Auch wenn einige rekonstruierte Szenen ... und die Robert-de-Niro-Stimme von Sprecher Christian Brückner ein wenig Hollywood-Stimmung verbreiten: Der Authentizität tut dies keinen Abbruch.« Übersetzen wir: In der Erinnerungsabteilung unserer populären Kultur stört »Theorie« wesentlich mehr als »Hollywood« die »Authentizität«. Fiktionalisierung schlägt den Begriff aus dem Feld.

So haben wir also drei miteinander verbundene semantische Prozesse, die sich gegenseitig stören: Das Bild des katastrophischen Geschehens reduziert sich auf die Ikone. Je länger wir dieses Bild ansehen, desto schöner wird es. Und wenn wir es schließlich auf die Seiten eines *coffeetable books* bringen, vom Dokument so entfernt wie von der Pulp-Sensation, dann haben wohl die Empfänger den Absendern der Botschaft schließlich doch den Gefallen getan, die Katastrophe in ein Kunstwerk zu verwandeln.

D

ie Bilder der einstürzenden Türme des World Trade Centers und des brennenden Pentagons haben sich in das kollektive Gedächtnis der Menschheit eingegraben« – so (wie in einem Pressetext des NDR) oder so ähnlich beginnen nahezu alle Anpreisungen der Erinnerungswaren auf dem Medienmarkt. Doch Bilder graben sich nicht ein, sie werden eingegraben, auch wenn sich an diesem Akt des Eingrabens gelegentlich unübersichtlich viele Subjekte und Institutionen beteiligen. Und was ist das »kollektive Gedächtnis der Menschheit«? Vielleicht ausgelagert in der Gedenkseite für den 11. September 2001 (http://remember.worldatwar.org) im Internet nebst genügend Links, ein Jahr lang in der vernetzten Erinnerung zu surfen? Von dort mag man schließlich auch über www.hereisnewyork.org zu der Fotoausstellung im Berliner Gropiusbau gelangen, wo es 500 der 10.000 Fotos zu sehen gibt, die die Initiative »Here is New York« bis-

lang gesammelt hat. Ist »kollektive Erinnerung« die Amplitude einer jährlich wiederkehrenden Übersetzung der Katastrophe in die jeweiligen Erzählweisen der Medien? Oder ist sie internalisiert als rauschhafte Subjektempfindung: »Ich und die Katastrophe« oder »Als wäre ich dabeigewesen«. Vielleicht bin ich dabeigewesen und habe es nur nicht ganz realisiert? Das kollektive Gedächtnis ist das kollektivierte Gedächtnis, in dem sich das genießende Subjekt mit dem leidenden Subjekt verschmelzen läßt.

Im Klappentext zum Bildband *Ins Herz getroffen* heißt es: »Die Wirklichkeit in ihrem ganzen Ausmaß zu begreifen – unmöglich ... Wie paralysiert folgen wir dem Pandämonium. Erst später waren Analysen möglich, konnten Hintergründe aufgedeckt werden.« Aber davon nicht jetzt. Für den Augenblick muß die radikale Ordnung der Zeitlichkeit und die räumliche Ordnung der Serie genügen. Eine Chronik gibt immer Sinn, die beste Auflösung des ganzen und chaotischen Bildes. Bilder in der Ordnung einer Ausstellung und zwischen den Buchdeckeln geben Sinn als »indexikalisches« Gedächtnis. Und die subjektiven Heldengeschichten geben Sinn, weil sie uns erlauben, mitten hinein zu gelangen in das Geschehen (und auch des Herauskommens sicher zu sein).

Was ist das Ziel dieser Arbeit an der Subjektivierung des kollektiven Gedächtnisses, der Kollektivierung des subjektiven Gedächtnisses? Ein historischer Katastrophenfall ist Bild, Erzählung und Begriff geworden, und zugleich in den Fluß der Waren eingefügt. Ein Jahr danach ist das Drama des 11. September nicht mehr der Störfall des Programms, sondern Teil des Programms. So geht es um zwei widersprüchliche Empfindungen, nämlich um einen Impuls des Abschließens und Distanzierens einerseits und des Subjektivierens und Ästhetisierens andrerseits. Die eine Strategie, die in den Inszenierungsweisen der Bilder und Erzählungen deutlich wird, entspricht dem, was wir auf der Kinoleinwand, etwa in »Black Hawk Down« oder in »Saving Private Ryan« erlebt haben: mittendrin und dabei zu sein, so daß man am Ende diese Bilder nicht nur im Kopf »gespeichert« hat, sondern das Geschehen körperlich zu spüren meint. Und mittendrin gibt es in

der Tat keine Fragen nach richtig oder falsch, nach woher und wohin. Wir sind durch diese intimistischen und terroristischen Bilder und die wuchernden Erzählungen der kleinen Helden ganz nahe an der Empfindung des Leidens wie des Verlustes; wir fühlen, wie es ist, aus dem Fenster und in den »empty sky« zu sehen, wie Springsteen in seinem Lied immer wieder klagt. »Leere« ist das siebte Kapitel von Richard Picciottos *Unter Einsatz meines Lebens* überschrieben, und dort lesen wir auch: »So kam es, daß ich in der nächsten halben Stunde praktisch nur meine Stimme in dieser dunklen Höhle vernahm.« Die Konstruktion des Lebens aus der Erfahrung des Todes und die Konstruktion der Gemeinschaft aus der Erfahrung der Einsamkeit: Es ist wahr, die Bilder, die Begriffe, die Erzählungen haben sich, wenngleich auf sehr verschiedenen Wegen, in unser kollektives Gedächtnis so eingegraben wie kaum je zuvor. Aber wahrscheinlich hat man auch nie so genau die Werkzeuge betrachten können, mit denen dieses Eingraben bewerkstelligt wurde.

Die Fotoausstellung zum 11.9.2001 »Here is New York. A Democracy of Photographs«, im Internet unter www.hereisnewyork.org, läuft noch bis zum 7.10. im Martin-Gropius-Bau, Berlin (Niederkirchnerstraße 7/Ecke Stresemannstraße), Mo., Mi. bis So. von 10 bis 20 Uhr; bis 6.10. im NRW-Forum Kultur und Wirtschaft, Düsseldorf (Ehrenhof 2), Di. bis So. 11-20 Uhr, Fr. bis 24 Uhr; bis 4.10. im Rathaus Stuttgart (Marktplatz 1), Mo. bis Fr. von 9 bis 18 Uhr; und im Oktober im Dresdner Druck- und Verlagshaus – Sächsische Zeitung/Haus der Presse (Ostra-Allee 20, Tel. 0351/486 428 43), täglich von 10 bis 19 Uhr. Der gleichnamige Bildband zur Ausstellung ist im Scalo Verlag, Zürich, erschienen (864 Seiten, 58 Euro).

Literatur:

New York 11. September von Magnum-Fotografen. DVA, Stuttgart 2002, 142 Seiten, 16,90 Euro

Richard Picciotto/ Daniel Paisner: *Unter Einsatz meines Lebens. Ein New Yorker Feuerwehrmann im World Trade Center*. Malik, München 2002, 260 Seiten, 18,90 Euro

The New York Times (Hg.): *Ins Herz getroffen.* Heyne, München 2002, 240 Seiten, 42 Euro

Die erste Seite. Internationale Schlagzeilen nach dem 11. September 2001. Karl-Müller-Verlag, Köln 2002, 160 Seiten, 14,95 Euro

---

Georg Seeßlen hat zusammen mit Markus Metz das Buch »Krieg der Bilder – Bilder des Krieges« (Tiamat) veröffentlicht

Literatur-Konkret 2002, S. 24

Hermann Peter Piwitt

Ungeschriebene Bücher

Über den Schriftsteller im geschlossenen Wahnsystem

Als gehöre sie zur natürlichen, sozusagen pränatalen Ausstattung des Gehirns, so selbstverständlich beherrscht kapitalistische Ideologie inzwischen die Köpfe. Daß Boden, Kapital und Arbeit »arbeiten«, daß Geld (wenn es nicht gerade »verbrennt«), nur dahin gehen kann, wo es Gewinn bringt, statt dahin, wo es gebraucht wird, daß Arbeit ein kostbares Gut ist, das dem Glücklichen verliehen wird, und Menschen (»Wirtschaftskrise«!) verelenden müssen, weil zuviel Kapital nicht mehr weiß, wohin mit sich – dessen ist man sich so sicher, wie unsere Vorfahren glaubten, Hexen flögen auf Besenstielen.

Die Gesellschaft ist in dem Sinn totalitär, als Leben, Fühlen und Denken der Menschen von einer einzigen Ideologie bis ins Detail bestimmt sind. »Über die Antennen kommen die alten Dummheiten. Die Wahrheiten werden von Mund zu Mund weitergegeben« (Brecht). Und eine Mission, wie wir sie bisher nur von der katholischen Kirche kannten, betreibt die Verbreitung des »Regimes« (Sennett) bis in die letzten Winkel der Erde. Bomben und Global Players arbeiten Hand in Hand wie früher Handelsgesellschaften und Kanonenboote. Hungeraufstände bereits des »Mittelstands« in vielen Staaten. Und ein für allemal soll sichergestellt sein, daß kapitalistisch verfaßte Demokratie die Gesellschaftsform höchstmöglicher Gerechtigkeit ist. Ihre Wahrer und Verfechter sind die Guten. Sie haben das Gewaltmonopol auf der Erde. Denn Menschen, die keine andere Wahl sehen, gestehen es ihnen zu. Und das ist nicht neu. Auch feudale und religiöse Wahnsysteme konnten gewöhnlich massenhafter Zustimmung sicher sein; denn kraft normativer Kraft des Faktischen, des Ökonomischen ist das, was nicht zu berichtigen ist, auch das Richtige.

Die Literatur sieht danach aus. Sorgende Neugier wird ihr von Haus aus zugeschrieben, wenn sie denn etwas taugt. Inzwischen darf, soll Neugier sogar sein, solange sie blind ist gegen die kapitalistischen Bedingungen ihrer Erkenntnis. Sorge nicht, sie könnte auf Allgemeines, Grundsätzliches aus sein. Und bloß das nicht, noch mal!

Und auch das ist nicht neu.

Unter den Bedingungen eines anderen geschlossenen Systems, des römischen Imperiums, notierte im ausgehenden vierten Jahrhundert der einflußreiche Intellektuelle Symmachus in einem Brief: »Unsere Vorfahren haben politische Angelegenheiten, die jetzt geringfügig oder nichtig sind, in ihre Privatbriefe miteinbezogen. Da wir diesen Stoff in unseren friedlichen (!) Zeiten nicht mehr zur Verfügung haben, müssen wir oft unerprobten Themen nachjagen, um den Überdruß, den Allgemeinheiten hervorrufen, wegzuwischen.« Ich fand dieses Zitat in dem Buch von Fuhrmann: *Rom in der Spätantike*. Damals erloschen – Apuleius' *Goldener Esel* von 165 mal ausgenommen – bald nach der augusteischen Zeit Philosophie und Literatur für mehrere Jahrhunderte. Der Betrieb aber lief weiter, auf Hochtouren: Grammatiker, Bibelnacherzähler und -exegeten, Hagio- und Epistolographen, die Kirchenväter nicht zu vergessen, als Diskurs-Hoheitsträger des kommenden Weltkonzerns Kirche, und die ewigen »poetae novelli«. Während Symmachus in seinem *Erfahrungshunger* die Sorge um die öffentlichen Events umtreibt: Arenakrokodile, die die Nahrungsaufnahme verweigern, müssen getötet werden. Und 29 gefangene Sachsen, die als Gladiatoren kämpfen sollen, sind gewissenlos genug, sich vorher umzubringen. Symmachus: »Nichtsnutziger als Spartakus«!

Vor über 20 Jahren saß ich ein letztes Mal mit dem todkranken Freund und Kollegen Born in einer Hamburger Gastwirtschaft. Er berichtete, wie er gerade, in einer Apparatur befestigt, durch die Luft kreisend herumgeführt worden sei, wie ein Mond, sagte er, um eine Strahlenquelle, die gerichtet gewesen sei auf seine befallene Lunge. Er sagte, die Literatur einer Zeit wolle geschrieben werden; und er würde, fuhr er fort, gerne noch daran mitschreiben. – Will sie, muß sie das? fragte ich. Als hätte es das nie gegeben: daß die literarische und philosophische Zeugenschaft einer Epoche gerade so mickrig und banal ist wie die Epoche selbst ...

Und da lege ich Houellebecqs *Elementarteilchen* gerade mal wieder aus der Hand. Dies Buch ohne Sprache, und also auch ohne Wahrnehmung, und so verschwiemelt wie der ganze Mann.

Wie, wenn die Besten unter den Jüngeren und Jüngsten heute längst schwiegen? Wer schreibt sie, die Literaturgeschichte der notwendigen ungeschriebenen Bücher dieser Jahre?

Hermann Peter Piwitt schrieb in KONKRET 2/02 über Terrorismus als Frage der Legalität

Literatur-Konkret 2002, S. 26

Gert Ockert

Neulich im Offizierscasino

Peter Sloterdijk: Luftbeben. An den Quellen des Terrors. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2002, 110 Seiten, 7 Euro
Rezension

Sloterdijk? Famoser Kerl, das! Hat Schneid, der Bursche. – Wie er sich da hinstellt und den Denker markiert: Rattert die schwierigsten Wörter runter, als wär das nichts. Ausdrücke dabei, die man noch nie gehört hat. »Soldatische Ferntötungskunst« zum Beispiel. Oder »Sonderluftzone«. Beziehungsweise »Negatives Air-Conditioning«. Fa-bel-haft! Und das erst: »Latenzzeitalter« – also, bitteschön, da kriegt man doch die Hose, pardon, die Ohren gar nicht mehr zu.

Ob Sloterdijk gedient hat? Unwichtig. Wäre als Soldat wahrscheinlich eine Belastung für die Truppe gewesen. Zuviel gelesen und zu wenig kapiert. Feuilletonist von Kopf bis Stuß. Läuft über den Exerzierplatz und quatscht von Heidegger und Nietzsche und der »Demonstration des Unlebbaren« und der »Direktdurchbohrung aus der Nähe«. Solche Leute braucht man an der Heimatfront, nicht im Feld. Kann dann den Sesselfurzern dort Feuer unterm Arsch machen. Daß die wissen, was Thema ist: »Wenn sich der Körper des Feindes nicht mehr durch direkte Treffer liquidieren läßt, drängt sich dem Angreifer jetzt die Möglichkeit auf, diesem die Fortexistenz unmöglich zu machen, indem man ihn hinreichend lange in ein unlebbares Milieu taucht.«

Was der Mann damit meint? Ist doch einfach, in korrekter Grammatik. Wenn die Kugeln nicht treffen, muß so was wie Gas her. Wie damals, Ypern, 1915. Erster großflächiger Chlorgasangriff durch reichsdeutsche Verbände. Der Franzos war nicht schlecht »überrascht«, schnarrt Sloterdijk. Und nennt das den Beginn des modernen Terrorismus: »Der Terror expliziert die Umwelt unter dem Aspekt ihrer Verletzbarkeit.« Rhabarbert er im Fazit. Soll er. Soll er sich doch wie ein Kettenhund in seine These verbeißen! Mit Philosophie hat das ja nur topographisch zu tun. Ypern, Auschwitz, Hiroshima, Ground Zero: *eine* Linie! Behauptet Kamerad P. S. Und quatscht zwischendurch was vom »Hitler-Faktor«. Muß einer erst mal drauf kommen: »Hitler-Faktor«! Ein Wort in vollem Wichs.

Ob man das ernst nehmen darf? Dieses verstopfte Gequatsche über »Lufthygienepolitik«, »hintergrundkontrollierende Gewalt«, »Menschenexterminierung«, »Immunitätsdämmerung«, diesen kalkulierten Zynismus und Primanermanierismus? Ach was. Das überlassen wir der »Zeit«. Und jetzt wollen wir *auch* mal wegtreten.

Literatur-Konkret 2002, S. 26

Oliver Tolmein

No future

Sebastian Scheerer: Die Zukunft des Terrorismus. Drei Szenarien. Zu Klampen, Lüneburg 2002, 170 Seiten, 14 Euro
Adriano Sofri: Die Gefängnisse der anderen. Edition Epoca, Zürich 2001, 206 Seiten, 19,95 Euro
Rezension

Sebastian Scheerer: Die Zukunft des Terrorismus. Drei Szenarien. Zu Klampen, Lüneburg 2002, 170 Seiten, 14 Euro

Daß der Begriff des »Terrorismus« für eine politische Kampagne zwar tauglich, für eine rationale Diskussion aber wenig ergiebig ist, läßt sich anhand von Sebastian Scheerers *Die Zukunft des Terrorismus* bedauerlicherweise gut zeigen. Der Hamburger Kriminalsoziologe, der Ende der achtziger Jahre lesenswerte Texte zur »Erklärung sozialrevolutionärer Gewalt« und über »die ausgebürgerte Linke« verfaßt hat, reflektiert zwar die definitorischen Schwierigkeiten bei der Benutzung des Kampfbegriffs, packt dann aber doch unter »Terrorismus« von RAF über Islamismus bis zu den »Gewaltstrategien von NKWD und Gestapo« alles, was ihm gerade paßt. So undifferenziert Scheerer den Begriff verwendet, so pauschal gerät seine grundlegende These, derzufolge »Terroristen« vor allem darauf zielen, »den Feind durch Anschläge zu vergeltenden Gewaltaktionen zu provozieren, deren Auswirkungen man dann in eine Stärkung der eigenen Anhängerschaft ... ummünzt«.

Scheerer, der sich in der Rolle des wissenschaftlichen Autors gefällt, der der Welt erklärt, was die Politiker alles falsch machen, gibt sich nicht viel Mühe, seine durchgängig selbstbewußt vorgetragenen und von keinem Zweifel getrübten Behauptungen zu belegen. Beispielsweise will Scheerer wissen, daß Al Quaida ebenso wie Greenpeace an politischer Einflußnahme auf das Weltgeschehen interessiert und dafür auch nicht »völlig ohne jede Legitimation« sei. Der Beleg dafür ist nicht etwa ein Text von Al Quaida selbst oder die Analyse eines Islamwissenschaftlers, sondern überraschenderweise ein Artikel von Egon Bahr zum 11.9.2001, der überdies nach einer Internetfundstelle zitiert wird, die nicht mehr existiert.

Schließen wir diese Rezension deswegen mit einem Zitat aus Scheerers Buch (Seite 136). Es geht um »Israel und Palästina«, ein Thema, das der Autor locker auf zwei Seiten abhandelt. Auch hier hat er Vorschläge parat: »Je früher das Hauptproblem in Angriff genommen wird, desto leichter wird es sein, eine Lösung zu finden. Allerdings ist der Erfolg solcher Versuche auch von der Konstellation abhängig.« Ein Buch ohne Zukunft.

Adriano Sofri: Die Gefängnisse der anderen. Edition Epoca, Zürich 2001, 206 Seiten, 19,95 Euro

»Man wird überwacht, damit man sich nicht umbringt, und das nicht ohne Grund, weil man einem Zustand ausgeliefert ist, der viele normale Kreaturen in die Verzweiflung treiben würde.« Adriano Sofris Beschreibung der *Gefängnisse der anderen* ist ein kluges Buch, das einem eine Welt vor Augen führt, die fremd scheint, aber nah ist. Zu den anderen gehören nicht nur Sofris Mitgefangene, deren Geschichte er bisweilen erzählt, nicht nur die Politiker, die Gefängnisse als Instrumente zur Disziplinierung und Repression einzusetzen versuchen, sondern auch wir, die draußen sind und keine Nachrichten nach innen senden. Gefängnisse werden im Verlauf der Lektüre des schmalen Bandes, der kunstvoll essayistische Elemente mit autobiographischer Erzählung und kriminologischen Reflexionen verknüpft, allmählich zu vertrauten Orten. Das Vertrautsein zerstört aber nicht den Schrecken, der mit der Institution Gefängnis verknüpft ist, die auf deutsch so treffend »Justizvollzugsanstalt« genannt wird.

Sofri, der selbst wegen eines angeblich in Auftrag gegebenen Mordes an einem Polizeikommissar seit 1988 einsitzt, gibt den Menschen, an denen dort ein Programm exekutiert wird, ihre Individualität zurück und behauptet sich selbst gegen die Anmaßungen des Staates, ihn bessern oder ihm eine gerechte Strafe zuweisen zu wollen. Daß er in seiner Auseinandersetzung mit der Idee des Strafvollzugs nicht wehleidig ist und nicht so von seinen eigenen Erlebnissen absorbiert wird, daß er den Blick für die anderen und für die Gesellschaft verliert, macht den Leser um so neugieriger auf den Autor. Sofri setzt sich nicht nur mit den Auswirkungen der Haft auf die Gefangenen auseinander, er reflektiert auch den Strafanspruch der Opfer und die Erfahrungen, die nach der Revolte der 68er mit Reformen in den geschlossenen Anstalten gemacht wurden.

Im abschließenden Kapitel, »De profundis«, kommt der Autor zu dem da längst nicht mehr überraschenden Schluß: »Deshalb eignet sich das Gefängnis, unversehens und einer Bühne gleich, zu einem erhöhten Beobachterstand, um dem Schlachtverlauf zu folgen. Unbequem, äußerst unbequem, aber – und sei es nur im schmalen Ausschnitt eines Spalts – fähig zur scharfen Landschaftsaufnahme.« Sofri hat diese bittere Chance auf großartige Weise genutzt. Es bleibt dennoch zu hoffen, daß er möglichst schnell einen anderen Beobachtungspunkt einnehmen kann.

Literatur-Konkret 2002, S. 27

Magnus Klaue

Undenkbares

Georg Seeßlen / Markus Metz: Krieg der Bilder – Bilder des Krieges. Edition Tiamat, Berlin 2002, 158 Seiten, 14 Euro
Susan Buck-Morss: Dreamworld and Catastrophe. MIT, Massachusetts 2000, 368 Seiten, 30,95 Pfund
Rezension

Daß die Bilder, die am 11. September 2001 über die Fernsehschirme flimmerten, aus einem Katastrophenfilm zu stammen schienen, das »Undenkbare« mithin von den Traummaschinen der Kulturindustrie vorweggenommen worden sei, gehört zu den Stereotypen, mit denen jede Diskussion über den »neuen Terror« gewürzt wird. Auch Georg Seeßlen und Markus Metz verzichten in ihrer »Abhandlung über die Katastrophe und die mediale Wirklichkeit« nicht auf diese Banalität und stellen fest: »Wir haben es auf eine besondere Art« – nämlich im Medium kultureller Imagination – bereits »gewußt«. Das ist nicht falsch. Schließlich läßt sich mit etwas Phantasie auch belegen, daß Hiroshima in der Offenbarung des Johannes antizipiert ist. Aber es bleibt eine feuilletonistische Spielerei, solange nicht gesagt wird, auf welcher Ebene die massenhaft verbreiteten Bilder untersucht werden sollen. Geht es um eine Analyse dessen, was die mediale Inszenierung des Anschlags über unsere Kultur aussagt? Um die psychosozialen Mechanismen, die bewirken, daß diese Bilder kollektive Phantasmen wachrufen? Oder um ihre Instrumentalisierung für Propaganda?

Im letzten Fall müßte man, im Sinn von Paul Virilio, Fernsehen und Kino nicht nur metaphorisch, sondern materiell als »Waffen« betrachten, mit denen Räume kolonisiert und transformiert, Individuen handlungsunfähig und hilflos gemacht werden. Die Fernsehbilder lassen sich aber auch eher »ästhetisch« auffassen, wenn ihre Affinität zu Images der Popkultur in den Blick genommen wird. Hierfür liefern Seeßlen und Metz zumindest Rohmaterial, etwa Hinweise auf Katastrophenfilme wie »Earthquake« oder »Towering Inferno«. Da sie jedoch am liebsten über alles sprechen würden, etwa auch über die Pervertierung der Katastrophe zur »nationalen Tragödie«, über die mediale Produktion von »Feindbildern«, über »Information War« und »Cyberkrieg«, wirkt ihr Kompendium wie das Ergebnis eines Brainstormings und ist selbst Ausdruck jener Überforderung durch das »Unfaßliche«, das alle möglichen Kulturarbeiter litaneihaft beschworen haben.

Susan Buck-Morss' lange vor dem 11.9. publizierte Studie über die Ikonographie von »Massenutopien« im 20. Jahrhundert könnte dagegen ein Instrumentarium an die Hand geben, mit dem sich die Bilder des Anschlags verstehen lassen. Buck-Morss zufolge ist jede Massenutopie durch eine »imaginary landscape« geprägt, die sie latent strukturiert. Vor allem anhand sowjetischer Massenutopien anhand der Filme Eisensteins und verschiedener Formen von »Staatskunst« geht sie den Manifestationen solcher »Landschaften« nach. Besondere Aufmerksamkeit widmet sie einem Topos, den auch Seeßlen und Metz erwähnen: dem Bild des auf einem Wolkenkratzer thronenden Lebewesens. So plante der Architekt Boris M. Iofan in den dreißiger Jahren ein Pyramidengebäude mit einer Leninfigur auf der Spitze. Es weist, wie Buck-Morss plausibel zeigt, verblüffende Ähnlichkeiten mit dem berühmten Bild aus »King Kong« von 1933 auf, wo der Affe auf der Spitze des Empire State Buildings mit seiner Pranke Flugzeuge wie kleine Vögel fängt.

Erstarrt das sowjetische Monument zur Allegorie des noch über den Prunkgebäuden des Staates stehenden Herrschers, symbolisiert der Riesenaffe auf dem Wolkenkratzer eine »atavistische«, archaische Stufe der Zivilisation, die alle Zeugnisse von Kultur und Fortschritt mit einem Handstreich zu vernichten droht. Gegenüber diesem Bild, das sich tief in das kulturelle Unbewußte der westlichen Gesellschaften eingebrannt hat, mußten die Bilder vom brennenden World Trade Center besonders schockieren. Nicht die übermächtige, verdrängte Natur kehrte zurück, um sich gegen die Zivilisation zu wenden, sondern die Technologie dieser Zivilisation selbst wurde gegen sie gekehrt. Keine riesigen Affentatzen zerdrückten winzige Flugzeuge, sondern Flugzeuge wurden zu Projektilen, die mit minimalem Aufwand größtmögliche Zerstörung anrichteten. Die »Ikonographie« des Attentats zeichnete sich nicht, wie in »King Kong«, durch die Konfrontation von Modernität und Archaik aus, sondern enthüllte, daß jedes Produkt der Zivilisation – die Fernsehschirme inklusive – zur tödlichen Waffe transformiert werden kann.

Literatur-Konkret 2002, S. 28

Gerd Fittkau

Global banal

Michel Chossudovsky: Global Brutal. Der entfesselte Welthandel, die Armut, der Krieg. Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2002, 350 Seiten, 12,75 Euro
Rezension

Ein »intellektueller Aktivist der (Anti-Globalisierungs-)

Bewegung« durchreist die Welt in etwas mehr als 80 Tagen, redet hier und dort mit Freundinnen und Freunden aus den NGOs und entdeckt, ooops, hier eine Verarmung der Lohnabhängigen, dort verelendende Regionen und nirgends eine Spur von *Fair trade*! IWF und WTO schnüren den Armen der Welt den Gürtel immer enger. Das alles hat man längst gewußt. Aber das Buch geht, kaum erschienen, bereits in die fünfte Auflage, ist, nach Negris und Hardts *Empire*, ein weiterer Kassenschlager. Es würzt kluge Analysen mit vollidiotischen Verschwörungstheorien – das zieht Alt- und Junglinke aller Art an.

Der Leser ist schon glücklich, wenn ein Buch ihn mit Kategorien der politischen Ökonomie überrascht. Chossudovsky gibt sich alle Mühe, die Wertschöpfungskette von, sagen wir, einem Dutzend Herrenhemden oder Herrenschuhen, hergestellt in China, bis zum Verkauf in New York zu verfolgen. Die von ihm dargestellte Profitrate teilt sich in privat und staatlich und weist den Kapitaltransfer in die Welt der Globalisierungsgewinner nach. Zu den Gewinnern zählt der Staat, der aus Zoll und Steuern seine (sozialen) infrastrukturellen Maßnahmen bestreitet und seine Bürger zu Mitgewinnern der globalen Schieflage macht.

Schwindelerregend sind die Mehrwertraten der nationalen Konzerne aus den USA und den anderen kleinen »Imperien«. Das Netz der Ausbeuter ist eher »rekolonialisierend« mit klaren Zentren als ein »Empire ohne Zentrum« (Negri/Hardt). 8 Dollar kostet ein Dutzend Hemden nach Produktion in einem Drittweltland, 292,60 Dollar kosten sie in New York. Der Kapitalist in China fährt 3 Dollar Profit ein, den Rest kassiert der (westliche) Konzern. Der Autor beklagt den »antidemokratischen Geist und die sich forcierende ethnische Zwietracht« der kapitalistischen Globalisierung. Als könnte »mehr Demokratie« da Abhilfe schaffen.

Der Krieg um den Welthandel bleibt folgerichtig imperialistisch. Aber an dieser Stelle gehen die Gäule mit dem Autor durch. Die »Seidenstraßentheorie«, auch beliebt bei KONKRET-Autoren, besagt, daß Afghanistan die Hauptachse dieser für den Ressourcentransfer so wichtigen Schneise sei und deswegen der Krieg eh unausweichlich gewesen wäre, da kämen die Taliban/Al Quaida gerade recht. Die USA hätten förmlich dafür gesorgt, daß er auch nicht ausblieb. Belegt wird das mit Zitaten von Zbigniew Brzezinski, dem damaligen Sicherheitsberater unter Carter. Es gibt so viel billigere Wege um dieses (rohstoffarme) Gebiet herum. Es wird also noch andere Gründe geben!

Literatur-Konkret 2002, S. 29

Michel Raus

Globale Malaise

Salman Rushdie: Wut. Kindler, München 2002, 381 Seiten, 19,90 Euro
Susan Sontag: In Amerika. Hanser, München 2002, 480 Seiten, 24,90 Euro
Rezension

Salman Rushdie: Wut. Kindler, München 2002, 381 Seiten, 19,90 Euro

Gemessen an den aus islamischem Stoff geschneiderten Mustern der Gattung, den legendären *Satanischen Versen* und *Mitternachtskindern,* ist *Wut* ein Flop – nicht zuletzt, weil sich der in Bombay geborene Brite Rushdie zwar seiner moslemischen Wurzeln zu entledigen gedachte, aber, der resignative Schluß legt es nahe, Großbritannien weder endgültig verlassen noch New York, wo er seit zwei Jahren lebt und schafft, je wirklich erreicht hat.

Die umfangreichen Werke des Adoptiv-Abendländers erinnern seit je in Stoff und Sprache an tropische Fauna; in *Wut* überlistet sich der Erzähler nun aber auf fatale Weise: Er dürfte selbst erkannt haben, daß es ihm nicht gelingen würde, die Wut, die den Ex-Cambridger Philosophieprofessor Malik Solanka angeblich beherrscht, aus der Anlage der Hauptfigur selbst zu entwickeln, also läßt er die Geschichte in unzählige, mehr und minder plausible, phantastische Nebenarme abzweigen und sich sogar im Cyberspace virtualisieren. Deshalb hat er wohl auch die Wut Solankas auf die Schultern mehrerer anderer Figuren umgeladen, wo sie noch weniger nachzuvollziehen oder höchstens als Ausdruck einer globalen Malaise zu verstehen ist.

Rushdie hätte besser daran getan, seinem Roman einen Titel wie Angst, Schrecken oder Panik zu geben. Der in Puppenspielerei vernarrte Solanka erschrickt zwar eines Tages über die Versuchung, seiner Frau und seinem Sohn mit einem Messer zu Leibe zu rücken, er müßte jedoch eigentlich in eine noch heillosere Rage geraten über das triste Schicksal seines *Braingirl*. Oder duldet er es etwa nicht, daß die perfekteste seiner Puppen, eigens für eine populärphilosophische TV-Talk-Show ersonnen, gegen fette Tantiemen alsbald vermarktet und total verkitscht wird? Flieht er etwa nicht vor dieser Unehre in die Megacity New York, um zu vergessen?

Daß er dort an noch ausgeflipptere Internetfreaks gerät, die ihn so tief in einen Web-Schlamassel ziehen, daß er am Ende nicht mehr zwischen Realität und Virtualität zu unterscheiden vermag, ist zwar die von Rushdie seit je bekannte beißende Ironie, nur versinkt auch sie in einem Wust von Nebenthemen und Sekundärmotiven, die einem schließlich sogar die Lust an den großartigen Beschreibungen New Yorks und den brillanten Boshaftigkeiten über Amerika und die Amerikaner vermiesen.

Vom britischen und deutschen Verlagsversprechen, Rushdie habe anno 2000 in *Wut* den 11. September vorhergesagt, findet sich im Buch übrigens nicht die Spur.

Susan Sontag: In Amerika. Hanser, München 2002, 480 Seiten, 24,90 Euro

Kurz vor Ende des sich 480 Seiten lang hinschleppenden Romans sagt Edwin Booth, im 19. Jahrhundert Amerikas berühmtester Shakespeare-Darsteller, einer Kollegin, der zur Diva aufgestiegenen Polin Maryna Zaleska, den Satz ins Gesicht, den er auch auf den Literaturstar Susan Sontag münzen dürfte: »Sie sind ungeheuer sentimental, Weib, hat Ihnen das schon einmal jemand gesagt?«

Halbwegs angemessen über *In Amerika* urteilen heißt, gegen den Kult anschreiben, der seit Jahrzehnten mit Susan Sontag getrieben wird, gegen den sie sich auch nie zur Wehr gesetzt hat, im Gegenteil, sie hat ihre systematisch angepeilte Prominenz immer wieder zu Provokationen zu nutzen gewußt, die ihre herausgehobene Stellung auf der amerikanischen Literaturbühne zusätzlich zementierten.

Es wäre freilich unfair zu erwarten, Susan Sontag habe noch Zeit gehabt, in ihren Roman *In Amerika* den weltweit widerhallenden Bannfluch einzuarbeiten, den sie wenige Tage nach dem 11. September in Richtung des hysterischen Washington und gegen die außer Rand und Band geratene Bush-Administration schleuderte.

Vor der Lektüre des Romans sollte man die Essayistin Susan Sontag möglichst vergessen. Dann entdeckt man eine vor allem in europäischer Literaturgeschichte beschlagene und in den verschiedensten Romantechniken versierte »Grande Dame« auf einer nostalgisch-sentimentalen Suche nach den eigenen polnisch-jüdischen Wurzeln. Diese familiäre Quellenforschung gießt Sontag um in die romancierte Biographie der legendären Schauspielerin Zalezowska, die es, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon in ihrer immer wieder von der europäischen Landkarte getilgten Heimat Polen zu einer Ikone des inneren Widerstandes aufgestiegen, schließlich sogar schafft, die Bühnen Amerikas zu erobern.

Der Roman trägt von seinem Spielraum her zwar zu Recht den Titel *In Amerika*, doch nährt er den Verdacht, die mit den biographischen Fakten nur mäßig eigenwillig verfahrende Susan Sontag stecke über die gesamte Überlänge ihrer Geschichte mit einem Bein immer noch fest und tief in polnischer Erde. Nur so erklärt sich wohl auch der an Zärtlichkeit grenzende sanfte Umgang mit den Zuständen im damaligen Amerika; der Gedanke, die Zustände von gestern seien auch eine Chiffre für die Vereinigten Staaten von heute, liegt jedenfalls sehr fern.

Es mag Sontag gereizt haben, die oft belächelte bzw. beklagte kindische Sentimentalität, den rührenden Stolz, den oft absurd flammenden Patriotismus und die fast alle Lebensbereiche beherrschende tiefe Frömmigkeit der Polen einer grausamen Naivität und einem Glauben an die Macht des Geldes anzunähern, wie er bereits die junge amerikanische Nation auszeichnete. Nur bräche die Konstruktion ihres Romans unter dem gewichtigen Anspruch vollends zusammen, geböte Sontag nicht souverän über Erzähltechniken, die ihr gestatten, sich bis zum Ende des Werks durchzuschummeln.

Als Romantikerin ist Susan Sontag kaum bekannt, *In Amerika* bleibt freilich in einem romantischen deutschen Bildungsroman stecken, obwohl die Autorin vielleicht davon geträumt hat, zu einem amerikanischen Balzac oder Flaubert zu werden.

Literatur-Konkret 2002, S. 30

Alexandra Bader

Offene Fragen

Arnold Schölzel (Hg.): Das Schweigekartell. Kai-Homilius-Verlag, Berlin 2002, 290 Seiten, 18 Euro
Rezension

Da unbequeme Fragen zum 11. September in den Medien meist nicht einmal zugelassen werden, haben sich die Autoren dieses Buches entschlossen, selbst das Schweigen zu brechen. Die offenen Fragen handeln vor allem von der Vorgeschichte und dem Ablauf des Anschlags, von den Börsenspekulationen und den Ermittlungen danach. Gängige Mythen werden entlarvt – zum Beispiel derjenige, daß es unmöglich gewesen sei, die Attentate vorherzusehen, obwohl Selbstmordanschläge mit Passagiermaschinen schon in amerikanischen Bedrohungsanalysen vorkamen. Das Versagen der Geheimdienste überrascht Experten wie Erich Schmidt-Eenboom allerdings nicht.

Auch die von europäischen Regierungen vielzitierte Behauptung der amerikanischen Administration, es handle sich beim Krieg gegen Afghanistan um eine mit dem Völkerrecht zu vereinbarende Aktion, hält näherer Betrachtung nicht stand. Eckard Spoo und Günter Branstner bringen Beispiele für Desinformation in Zeiten des Krieges. Auch das mysteriöse Insidertrading mit Aktien jener Firmen, die von den Anschlägen des 11. September am meisten betroffen waren, und die internationalen Verflechtungen zwischen Banken, Geheimdiensten und Terrorismus werden untersucht. Ilse und Horst Schäfer befassen sich mit verdeckten Operationen des amerikanischen Geheimdienstes, bringen dazu jedoch keine aktuellen Beispiele, sondern führen den Sonderausschuß des US-Kongresses an, der Aktionen gegen Fidel Castro und Patrice Lumumba plante. Abschließend erklärt Peter Feist, warum die offizielle Version des 11. September ebenso eine Verschwörungstheorie ist, wie es jeder anderen Hypothese unterstellt wird. Bleibt nur die alte kriminalistische Frage nach dem Nutznießer der Tat noch zu beantworten.

Literatur-Konkret 2002, S. 30

Joachim Rohloff

Ethnische Bombe

Udo Ulfkotte: Gencode J. Eichborn, Frankfurt a. M. 2001, 360 Seiten, 20,90 Euro
Rezension

Redakteure der »FAZ«, die nebenbei an der Universität Lüneburg lehren, haben offenbar trotzdem zuviel Freizeit oder zuwenig Geld, so daß sie nun auch noch Romane schreiben müssen. Udo Ulfkotte gilt als Experte für den Nahen Osten und für die Geheimdienste. Was lag also näher als ein politischer Thriller über den Konflikt zwischen den Arabern und den Israelis?

Der Leiter der europäischen Abteilung des Mossad will eine sogenannte ethnische Bombe entwickeln und gegen die Palästinenser einsetzen lassen. Er endet aber, so hat Ulfkotte es sich ausgedacht, in einem israelischen Irrenhaus.

Was ursprünglich »nur ein Produkt der Phantasie des Autors« war, gewann nach dem 11. September 2001 natürlich eine ganz andere Qualität. »Jetzt erscheint dieser vor dem aktuellen Weltgeschehen nun hochaktuelle Roman«, so drückte die Pressestelle des Verlags sich aus, »gleichermaßen ›in die Ereignisse hinein‹. Das übt ob der aus heutiger Sicht fast prophetischen Interpretation Ulfkottes angesichts einer möglichen Entwicklung des ›clash of civilizations‹ auch auf uns mehr als Beklemmung aus.«

Auf uns nicht. Uns beklemmt vielmehr die Dummheit, die in den führenden Verlagshäusern regiert. Uns ärgert die neue deutsche Normalität, die es ermöglicht, in der Phantasie ausgerechnet einem Israeli eine rassistische Vernichtungswut zu unterstellen, die in der Wirklichkeit nur unter Deutschen zu finden war. Und es enttäuscht uns ein Experte, der zur Aufklärung beitrug, indem er wenigstens die übelsten Gerüchte und absurdesten Verschwörungstheorien um den 11. September widerlegte, der aber das antisemitische Vorurteil bestärkt, von allen Geheimdiensten der Welt sei der Mossad der ruchloseste und gefährlichste.

Man frage nicht nach dem literarischen Stil. Die Figuren haben, als wären auch sie Zeitungsredakteure, »eher eine pragmatische Einstellung zu ihrer langen, glücklichen Ehe«. Und damit? »Damit zog Michael seine Ray Ban aus der Brusttasche, setzte sie auf, trat das Gaspedal durch und kümmerte sich nicht um die zulässige Höchstgeschwindigkeit.« Wer so etwas dreihundertsechzig Seiten lang aushält, gewinnt dabei wohl auch den Eindruck, er werde wieder einmal auf ein drängendes Problem hingewiesen, über das nun aber sofort in allen Talk-Shows geredet werden muß.

Literatur-Konkret 2002, S. 32

Martin Büsser

Das »Udo-Lindenberg-Syndrom«

Heinz Peter Schwerfel (Hg.): Kunst nach Ground Zero. DuMont, Köln 2002, 224 Seiten, 19,90 Euro
Rezension

Der 11.9. dient diesem Buch als Anlaß zur Bestandsaufnahme und kritischen Reflexion über das eigene Betriebssystem: Bildende Künstler (u. a. Jochen Gerz, Paul McCarthy) und die fast schon unvermeidlichen Namensführer in Sachen Diskurskunst-Kunstdiskurs und Feuilletonphilosophie, darunter Peter Weibel, Jean Baudrillard und Slavoj Zizek, melden sich zu Wort, um zu erklären, warum nun auch in der Kunst nichts mehr so sei, wie es vorher einmal war. Die erwartbare Katastrophe, eine Buch gewordene Talkrunde nach Sloterdijk-Vorbild, ist glücklicherweise ausgeblieben oder beschränkt sich doch lediglich auf das Gespräch mit Baudrillard, der allerlei Analogien zwischen Terroranschlag und Kunstwerk (»beides ist singulär«) zusammenspinnen darf, um sich am Ende in Nietzscheanischem Pathos über die Schlachtfelder zu erheben und von der »machtvollen« Schönheit »des Verschwindens« zu sprechen.

Nicht nur derlei Unsinn ist zum Glück die Ausnahme, sondern auch das Thema selbst, nämlich die Frage, inwieweit der 11.9. auf die bildende Kunst Auswirkungen hatte oder haben sollte, wird nur am Rande behandelt. Wie bei so vielen Büchern, auf deren Umschlag nun die New Yorker Skyline zu sehen ist, dienen die Ereignisse des 11.9. bloß als Vorwand zu Grundsatzdebatten. Letztere werden hier jedoch zum Teil derart erhellend und mit schneidendem, fast schon polemischem Ton geführt, daß die Lektüre eine Freude ist. Ausgerechnet Silke Müller, Chefredakteurin des populistischen »Art«-Magazins, liefert eine pointierte Abrechnung mit dem Listenwesen und dem Event-Charakter des Kunstbetriebs und nennt das Kind am Ende ganz unpopulär beim Namen: »Turbokapitalismus«. Christo und Jean-Claude werden des »Udo-Lindenberg-Syndroms« bezichtigt, Flatz und Eva und Adele als »Schlagerstars der Kunstszene« hinreichend charakterisiert. Derart mutig ist im sonst betulichen, unter Anhäufung von Deleuze-Zitaten Streicheleinheiten verteilenden Kunstdiskurs selten miteinander umgegangen worden. Geradezu ikonoklastisch wütet schließlich auch Sina Najafi mit einem Zehn-Punkte-Programm und stellt delikate Forderungen wie: »Verbannt Ausstellungskritiken aus Kunstmagazinen, die Galerienanzeigen annehmen.«

Im Rahmen der Documenta 11 ist viel von einem neuen politischen Bewußtsein in der Gegenwartskunst die Rede gewesen. *Kunst nach Ground Zero* geht jedoch in seinen besten Beiträgen einen Schritt weiter, indem es den alten gordischen Knoten künstlerischer Produktion im Kapitalismus noch einmal thematisiert: Er läßt sich nicht lösen, ohne das Ganze zu zerschlagen. Solch radikale Gedanken sind seit der marxistischen Auseinandersetzung um die Documenta 5, also seit 1972, selten formuliert worden. Allein, der Terroranschläge hätte es hierzu nicht bedurft.

Literatur-Konkret 2002, S. 32

Benjamin Schiffner

Menschheitsfragen

Tohuwabohu. Heiliges und Profanes wiedergelesen von Arnold Stadler nach dem 11. September 2001 und darüber hinaus. DuMont, Köln 2002, 383 Seiten, 14,80 Euro
Rezension

Dieses Buch ist eine Unverschämtheit. »Seit dem 11. September sei nichts wie bisher, hörte ich seit diesem, jenem 11. September sagen. Also ... wollte ich meine Texte wieder lesen und sehen, ob sie die alten sind ... Ich las und sah, daß die Texte die alten sind.« Präziser als der Autor selbst es im Vorwort tut, läßt sich die Idiotie dieses Vorhabens womöglich nicht erfassen und benennen. Wobei mit »meine Texte« jene Texte anderer gemeint sind, die dem Autor was bedeuten, und gegen das Vorhaben wiederum, diese in einem selbstedierten Reader zu versammeln, ist ja auch nichts einzuwenden. Gegen die geschäftstüchtige Etikettierung »11. September« schon – ein simples »Lesen Sie doch mal wieder ein, zwei Gedichte von Gottfried Benn! Besser kann ich's auch kaum!« auf der Hausfrauenseite der örtlichen Tageszeitung hätte es doch eigentlich auch getan.

Die Kommentierung und inhaltliche Zusammenführung der Texte beschränkt sich verdächtigerweise auf einen einleitenden Essay, der, wie es sich für einen Büchnerpreisträger gehört, denn auch gleich – und nur – die allerhehrsten Menschheitsfragen (»Was ist der Mensch?«) ins Auge fassen möchte, und er tut dies in einer Sprache und gedanklichen Haltung, die sehr ungelenk zwischen dem – angepeilten, aber nie erreichten – offenen Kinderblick eines Robert Walser und dem irreparablen Dachschaden hemmungslos geheuchelter Naivität einer Luise Rinser hin- und herschlenkern. Das hört sich dann so an: »Es gibt nach wie vor Menschen auf der Welt, die nichts gehört haben vom 11. September ..., und sie sind auch auf der Welt, atmen und leben.« Oder so: »Ich bin kein Politiker, und auch nicht einmal Regierungssprecher.« Oder so: »Die sogenannte Spaßgesellschaft hat sich schon längst wieder formiert.« Oder so: »Ein Blick auf die heiligen Schriften zeigt, daß es schon von Anfang an rauh herging auf dieser Welt, die doch die einzige ist.« Oder – auch nicht schlecht – so: »Das selbständige Fahren von Autos wie noch ganz anderes ist Frauen in Saudi-Arabien nach wie vor verboten.«

Erkenntnisse einer derartigen Güteklasse nehmen jedoch nicht wunder bei einem Autor, der sich vom Zeitgeschehen blenden läßt, nur um erstaunt feststellen zu können, daß im Grunde doch immer alles beim alten bleibt: »Immer wieder wurde die Welt eine andere, ... und nichts war wie bis dahin.«

Das Beharren aber auf der Fama vom Menschen, der des Menschen Wolf ist, der »beides kann: töten und getötet werden«, ist Kitsch. Und die erschütterndste Erfahrung des 11. September ist die, daß es nichts mehr gibt, was uns zu erschüttern vermöchte. Davon aber erfährt man in diesem einfältigen Buch nichts.

Literatur-Konkret 2002, S. 33

Marit Hofmann

Fin de sieglo

Holger Biedermann: Von Ratten und Menschen. Edition Nautilus, Hamburg 2002, 192 Seiten, 12,90 Euro
Rezension

Dafür daß mich Krimis eigentlich langweiligen, finde ich Holger Biedermanns in Hamburg angesiedelten Roman ganz unterhaltsam. Warum er aber, wenn nicht, um die Auflage zu steigern, ausgerechnet um den 11.9.2001 herum spielen muß, ist mir ein Rätsel. Um den Leser auf eine falsche Fährte zu führen, jedenfalls nicht, denn selbst die Polizei hat schon früh gepeilt, daß dieser Mordfall nichts mit den am Rande vorkommenden dealenden Arabern und schon gar nichts mit den Harburger »Terrorpiloten« zu tun hat, sondern nur mit sogenannten Crashkids und korrupten Sozialarbeitern. Die einzige Parallele: Auch bei den Fernsehbildern vom Attentat hatte unser Kommissar das »unbestimmte Gefühl«, daß die Täter eigentlich Opfer sind und die Opfer Täter.

Und genauso unbestimmt äußert sich auch der Autor im Vorwort: Ob man nach dem 11. September noch Cello spielen könne, fragt er sich – und zwar in seiner Funktion »als Musiker und Komponist, und nicht zuletzt als Vater dreier Kinder«. So erklären sich dann auch die ungelenken Exkurse zu einem anderen Thema, das den Autor – als Musiker – mindestens so umtreibt wie der 11.9.: die Privatisierung von Musikschulen. Um dieses drohende Unheil in seinem Krimi auch noch irgendwie unterzubringen, hat der Autor – als Konzertgitarrist – eigens eine Konzertgitarre spielende Musiklehrerin eingebaut. Daß er – als Komponist – ihr auch noch plumpe Eigenwerbung in den Mund legt (»Wir spielen im Moment sogar noch einen Hamburger, Holger Biedermanns »Chameleon Suite« ... da wechseln die Affekte so schnell und unvermittelt wie die Farben des Chamäleons. Ist alles auf unserer letzten CD zu hören, Rotenbek Trio, ›Fin de sieglo‹ ...«) – geschenkt. Manchmal beschleicht einen allerdings das »unbestimmte Gefühl«, daß der Autor selbst einem Chamäleon gleich unvermittelt zwischen seinen unterschiedlichen Funktionen hin- und herspringt.

Der Autor als Gesellschaftskritiker schließlich sorgt dafür, daß der Fall am Ende zwar theoretisch aufgeklärt wird, aber faktisch nur die kleinen Fische dingfest gemacht werden können. Da gerät der Bulle in arge Gewissenskonflikte. Aber geht das den Kollegen im »Polizeiruf« nicht auch immer so?

Literatur-Konkret 2002, S. 33

Dietrich Kuhlbrodt

Phonetischer Fummel

Max Goldt: Wenn man einen weißen Anzug anhat. Rowohlt, Reinbek 2002, 160 Seiten, 16,90 Euro
Rezension

»Gutartige Sonderlinge, die das Heftchen kaufen«, hatte sich Goldt vor fünf Jahren gewünscht. Das war der »beiden netten Homos« zweiter Teil gewesen: »Wenn Adoptierte den Tod ins Haus bringen«. Ich hatte mir das Heft gekauft und war mithin ein Sonderling, meinetwegen auch ein gutartiger. Verlegt hatten es Jochen Enterprises. Jetzt verlegt Rowohlt das neue Buch, und Goldt wünscht sich Anzugträger als Leser. Wirklich? Ich war mir bei der *Tagebuch-Buch*-Lektüre nicht sicher. Ich habe ja noch seine Stimme im Ohr, die ihr Spiel treibt mit dem, was eventuell ernst gemeint ist. Der phonetische Fummel findet sich auch jetzt, wenn man einen weißen Anzug anhat, im Text wieder, jedenfalls dann, wenn Goldt zur Begründung der Textilempfehlung anführt, daß sie der Vermeidung von Rotweinflecken diene. Das ist praktisch gedacht und einsehbar, denn wer im weißen Anzug trinkt, sieht sich vor. Ich mache das leider immer noch falsch, auch war ich wohl bei einer der Goldt-Lesungen einer der wiehernden Sonderlinge gewesen, die zu tadeln sich Goldts Tagebuch-Buch vorgenommen hat. »Selbstzensur ist lebenswichtig«, sinniert Goldt am 23.10.2001, »denn wenn man es unbewegt in Kauf nimmt, von anspruchslosen Leuten □witzig□ gefunden zu werden, sinkt man hinab.« »Etwas ruhiger oder anspruchsvoller« soll es schon werden, und unser Autor beschließt, das Wort »Kommentarwichsmaschine« zu streichen.

Mit Katharina Rutschky, der »umstrittenen Sozialpädagogin«, sitzt Ratgeber Goldt in der Küche und wird sich über den Segen eines Benimmbuches einig. *Wenn man einen weißen Anzug trägt* IST sein Benimmbuch. Was darf man sagen? Was nicht? Falsch: »schwul«. Richtig: »homosexuell«. Falsch: »Proll«. Richtig: »Arbeiter«. Wer das Wörtchen »skurril« verwendet, offenbart seinen engen kulturellen Horizont. »Im Endeffekt« ist Unterschichtindikator. Wer »Sexualität« gut findet, macht sich mit dem »zubehörintensiven Hobby der Unterschicht« gemein. Wer beim Chinesen Eßstäbchen verlangt, ist »dumm« und vergeudet Rohstoff.

Ich bin beschämt. Goldt ist streng drauf. Ich sollte seine Aphorismen zur Lebensweisheit beherzigen. Ich habe eine Chance, die der Unterschicht versagt bleibt, deren Intellektuellenfeindlichkeit auf der »Schwundstufe von Antisemitismus« stehe. Wer dagegen intellektueller Anzugträger der Oberschicht ist, nimmt den 11.9. zum Anlaß, das Benehmen des TV zu tadeln: »Es wird der Eindruck erweckt, unser Land sei vollkommen in Pietät erstarrt. Die Diskrepanz zwischen diesem Bild und der Realität erinnert mich an das Fernsehen der DDR ...« Was »DDR« ist, darüber rümpft der Anzugträger die Nase. Es riecht, wenn es an Körperpflege mangelt. »Die Grenzbeamten der DDR machten oft einen ungewaschenen Eindruck (Heute kann man’s ja sagen)«. Goldt sagt es.

Literatur-Konkret 2002, S. 34

Matthias Becker

Menschenmaterial

Francis Fukuyama: Das Ende des Menschen. DVA, Stuttgart 2002, 352 Seiten, 24,90 Euro
Rezension

Francis Fukuyama, den bioethischen Berater von George Bush, muß man nicht kennen, um von seiner originären Leistung schon mal gehört zu haben: Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion verkündete er das »Ende der Geschichte«. Mittlerweile hat er eingesehen, daß die Geschichte wohl doch weitergeht, »solange es technischen Fortschritt gibt«. Dieser allerdings scheint ihm eine fatale Entwicklung zu nehmen: Durch die Gentechnologie sieht der Autor nicht weniger als die Gattung Mensch bedroht.

Fukuyama will zwischen guter und schlechter Gentechnik unterscheiden, deshalb versucht er vergeblich zu definieren, was menschliche Natur ausmache: »Wir sehen Farben, reagieren auf Gerüche, lesen in Gesichtern, gehen bestimmten Gefahren aus dem Weg.« Wie die Katze aus der Nachbarschaft. Gerade weil Fukuyama biologistisch denkt, macht ihm die umfassende Manipulierbarkeit des Menschen Angst; er hält die glücklichen Klone und die genetische Speisekarte für möglich.

Durch die angestrebte Verlängerung der Lebenszeit verändert sich auch die Sozialstruktur in den westlichen Metropolen. Fukuyama hält die Folgen für fatal, denn älter werden vor allem die Frauen. Und: »Amerikanische Frauen haben stets um sieben bis neun Prozent weniger stark das Engagement der Vereinigten Staaten in Kriegsfällen unterstützt.« In den verarmten Regionen der Welt explodieren dagegen die Bevölkerungszahlen. »Es kann sehr wohl dahin kommen, daß die Welt dann geteilt ist zwischen einem Norden, in dem der politische Ton von älteren Frauen geprägt wird, und einem Süden, der durch jene aufgepeitscht wird, die Thomas Friedman ›überpotente, zornige junge Männer‹ nennt. Es waren solche Männer, die die Attacken am 11. September ausführten.« Lesen Sie in der nächsten Folge von Professor Fukuyamas Schreckensszenario: Wird das verweichlichte westliche Menschenmaterial gegen solche Gegner bestehen können?

Literatur-Konkret 2002, S. 34

Christoph Fleischmann

Lizenz zum Töten

Noam Chomsky: People Without Rights. Kosovo, Ost-Timor und der Westen. Europa Verlag, Hamburg/Wien 2002, 160 Seiten, 12,90 Euro
Rezension

Für Vaclav Havel war der Kosovokrieg der erste Krieg, der »im Namen von Prinzipien und Werten geführt wurde«. Bei derart dummen Superlativen hat Noam Chomsky in seinem neuen Buch leichtes Spiel. Er vergleicht die pathetische Rhetorik, die den Kosovokrieg begleitete, mit dem Handeln der amerikanischen Regierung im Kosovo und in der zur selben Zeit eskalierenden Ost-Timor-Krise.

Während im ersten Fall Bomber flogen, blieb die amerikanische Regierung im zweiten Fall freundlich teilnahmslos. Die USA deckten lange Zeit die Massaker der indonesischen Armee, bevor sie schließlich im Herbst 1999, als der internationale Druck zu groß wurde, die Militärhilfe für Indonesien aussetzten und drohten, Anleihen nicht zu befürworten. Das reichte, um die Greuel in Ost-Timor zu beenden. Chomskys Fazit: »Die USA handeln ihrem eigenen Interesse gemäß; andere tragen die Lasten und die Kosten.« Ost-Timor und die Menschenrechte interessierten eben nicht. Ein gutes Verhältnis zu Indonesien, dem alten Bollwerk gegen den Kommunismus in Ostasien, war wichtiger.

Bleibt die Frage: Was waren die US-amerikanischen Interessen im Kosovo? Das Verhindern ethnischer Säuberungen wohl kaum. Damit müssen, so Chomsky zu Recht, die Folgen der Nato-Bombardements zu ihrer Begründung herhalten. Dabei läßt Chomsky auch kurz die deutsche Posse vom Hufeisenplan Revue passieren – wogegen ihm das vermeintliche Racak-Massaker nur eine Fußnote wert ist. Der Grund für den Krieg war für Chomsky die »Glaubwürdigkeit der Nato«: der Kosovokrieg als Lizenz zum weltweiten Interventionismus.

Warum aber sollte die US-Regierung sich um die Glaubwürdigkeit der Nato und ihre Interventionsfähigkeit kümmern, wo sie doch viel lieber – das Beispiel Afghanistan beweist es – auf eigene Faust in den Krieg zieht? Hier wird eine Schwäche von Chomskys Argumentation sichtbar. Für ihn ist allein Amerika entscheidend. Alle anderen Staaten kommen nur als Opfer oder Vasallen der USA in den Blick.

Die Glaubwürdigkeit der Nato war und ist aber ein europäisches Interesse. Die europäischen Staaten wollen weltweit mitmischen und Amerika nicht allein das Feld überlassen. Das Drängeln der deutschen Regierung um Beihilfe zum Afghanistankrieg hat dies einmal mehr gezeigt. Als sich im Fall Kosovo auf Drängen der europäischen Partner eine Nato-Intervention abzeichnete, waren die Amerikaner interessiert, die Führung der Truppe zu übernehmen. Zum Krieg gedrängt haben andere. Die Verantwortung Europas – und nicht zuletzt Deutschlands – für den Kosovokrieg bleibt bei Chomsky leider völlig unterbelichtet. An der Dummheit Havels ändert das freilich nichts.